Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 5. Mai 1934 Nummer 9

Inhalt

Frühlings Verwunderung . . . . . Martin Rade

Bibel und Wort Gottes bei Luther (Erstes Stück) . Hermann Schuster

Moderne Naturfrömmigkeit (Schluß) . . . . . Johannes Naumann

Hases Kirchengeschichte hundert Jahre alt . . . . . Gustav Krüger

Volksformung und kirchliche Erneuerung bei Grundtvig . . . . . Reinhard Buchwald

Zur Rassenfrage . . . . . Arthur Titius

Volkskirche und Gewissensfreiheit . . . . . Hermann Mulert

Der schwäbische Kirchenstreit . . . . . Otto Hubele

Der Bekenntnistag zu Ulm . . . . . Hermann Mulert

Wissenschaft, Glaube, Philosophie (Drittes Stück) . . Hermann Zeltner

„Sind wir noch Christen?" . . . . . Hedwig Petermann

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

BETHELER BEKENNTNIS

Das Bekenntnis der Väter und die bekennende Gemeinde

Zur Besinnung dargeboten von einem Kreise von evangelischen Theologen und in ihrem Namen herausgegeben von Martin Niemöller

MK. 0.60

Partiepreise: Bei Abnahme von 20 Stück 55 Pfg., 50 Stück 52 Pfg., 100 Stück 50 Pfg., 1000 Stück 45 Pfg.

Ein Kreis jüngerer Pfarrer wandte sich an D. Fr. v. Bodelschwingh mit der Bitte, er möge Sorge tragen, daß über die Lehren, die in der gegenwärtigen Kirche strittig geworden seien, ein theologisches Gutachten ausgearbeitet werde. Es sollte die Pfarrer an das Bekenntnis erinnern, an das sie ihr Ordinationsgelübde bindet; es sollte ihnen und ihren Gemeinden zugleich zur Stärkung dienen. Nachdem ein kleinerer Kreis von Theologen einen Entwurf ausgearbeitet hatte, wurde er einem größeren Kreise mit der Bitte um Prüfung zugesandt. Diese Sätze werden nun den Pfarrern, Lehrern und Presbytern der Kirche vorgelegt, um eine Hilfe in der Klarlegung der Bekenntnisgrundlage zu bieten, damit sich jeder darüber Rechenschaft geben kann, was die Lehre unserer Kirche zu den heute brennend gewordenen Fragen zu sagen hat.

THEODOR ELLWEIN

Kleine Glaubenslehre

MK. 1.10

Es gibt in der Gegenwart viele geistig interessierte Glieder unserer evangelischen Gemeinden, die im Tiefsten bewegt und erschüttert sind nicht nur durch die schweren Kämpfe, die sich heute im Raum der evangelischen Kirche abspielen, sondern auch durch die drängenden religiösen Entscheidungen, die wir alle miteinander zu treffen haben. Und so beginnen viele zu fragen: Was ist denn eigentlich Kirche? Was lehrt unsere Kirche? Was bekennt sie? Kein Pfarrer und kein Laie kann für sich mit letzter Vollmacht auf diese Fragen antworten. Wo aber Theologen und Laien durch diese Fragen besonders bewegt werden, da werden sie sich in brüderlicher Gemeinschaft zusammenfinden, um in gemeinsamer Arbeit nach der Wahrheit Gottes zu fragen, die der Kirche anvertraut und aufgetragen ist. Ihnen allen bietet die „Kleine Glaubenslehre" in gedrängter und doch allgemeinverständlicher Form eine christliche Unterweisung, die der gemeinsamen Besprechung zugrunde gelegt werden kann. Sie glaubt, damit ein bescheidenes Stück volksmissionarischen Dienstes zu leisten, zu dem heute unsere ganze deutsche evangelische Kirche so nachdrücklich aufgerufen ist.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13

MANICHÄISCHE ORIGINALSCHRIFTEN!

Erinnern Sie sich noch an das Aufsehen, das vor zwei Jahren durch die ganze gelehrte Welt ging bei der Nachricht von dem epochalen Mani-Fund des Berliner Theologieprofessors Karl Schmidt? Inzwischen sind große Teile der Papyri konserviert und entziffert worden und wir können heute das Erscheinen eines ersten Bandes der Text-Ausgabe anzeigen:

Manichäische Homilien

Herausgegeben von

Dr. Hans Jakob Polotsky

Mit einem Beitrag von Dr. h. c. Hugo Ibscher

Großformat: Din A 4. Preis broschiert RM 27.— in Ganzleinen RM 30.—

Dieser Band enthält den Text von 96 Papyrusblättern in koptischer Sprache; dazu jeweils die deutsche Übersetzung. Neben einem getreuen Bericht über die letzten Lebensschicksale des Mani aus der Feder eines Augenzeugen haben wir in einer Abhandlung über den „großen Krieg" eine Darstellung der manichäischen Eschatologie. Einleitende Bemerkungen bringen alles Wissenswerte über die Technik der Edition, die Handschrift usw. Ausführliche und sehr sorgfältig gearbeitete Indizes dienen der leichteren Erschließung des hochinteressanten Inhalts. Durch diese Textausgabe wird die gesamte Manichäismusforschung auf eine völlig neue Grundlage gestellt.

Ein weiterer Band der Textausgabe beginnt im Sommer zu erscheinen: die Kephalaia des Mani. Das ist die vom Stifter selbst verfaßte Dogmatik. Dieses Buch erscheint in Lieferungen zum Subskriptionspreis von RM 2.— für den Bogen von 16 Seiten in großem Format.

★

Näheres über die große Bedeutung des neuen Fundes und die Einzelheiten der Entdeckung finden Sie in der Broschüre:

Neue Originalquellen des Manichäismus aus Ägypten

Von **Prof. D. Dr. Carl Schmidt**

1933. 28 Seiten. Preis RM —.60

VERLAG VON W. KOHLHAMMER, STUTTGART

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 9 **Gotha, 5. Mai 1934** **48. Jahrgang**

Inhalt: Frühlings Verwunderung [Sp. 385] — Bibel und Wort Gottes bei Luther [Sp. 386] — Moderne Naturfrömmigkeit [Sp. 391] — Hases Kirchengeschichte hundert Jahre alt [Sp. 397] — Volksformung und kirchliche Erneuerung bei Grundtvig [Sp. 398] — Zur Rassenfrage [Sp. 405] — Volkskirche und Gewissensfreiheit [Sp. 410] — Der schwäbische Kirchenstreit [Sp. 414] — Der Bekenntnistag zu Ulm [Sp. 416] — Wissenschaft, Glaube, Philosophie [Sp. 418] — „Sind wir noch Christen?" [Sp. 421] — Bücher und Schriften: Der Gottesknecht bei Deuterojesaja (Jes. 40—55) im Lichte der israelitischen Anschauung von Gemeinschaft und Individuum (Eißfeldt); Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit (Grabmann); Hermann von der Goltz in Basel (Wendland); Die liturgischen Gesänge der evangelischen Kirche im Zeitalter der Aufklärung und Romantik (Leupold); Die Mystik der Deutschen (Schreyer); Deutschland in der Weltkrise des Liberalismus (Kautter); Das Buch von deutschen Glocken (Sartori); Die Herden Gottes (Tolten); Gedichte (Kaubisch); Die fünf Dehn und ihre Mutter (von Heeringen) [Sp. 422] — Chronik [Sp. 425] — Die „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" [Sp. 429] — Verschiedenes: Vom Kampf in der Kirche; Anna Schieber; Zum Bibeljubiläum; Pfingsten an der Ostsee [Sp. 432] — Anzeigen

Frühlings Verwunderung

Sehet die Vögel unter dem Himmel an... die Lilien auf dem Felde... Matth. 6.

Der Frühling kam. Und er ist da. Und indem er sich umschaut, verwundert er sich. Was muß er hören? Daß er keine Offenbarung Gottes sei.

Von ganz frommen Menschen, guten Christen. Zur Ehre Gottes sagen und predigen sie laut, daß der Frühling keine Offenbarung Gottes sei.

Fast schlägt einem das Gewissen dabei. Haben wir nicht auch so geredet? In diesem Blatte? „Ohne Christus wäre ich Atheist" (1888, Nr. 49). „Jesus Christus der einzige Gottesbeweis" (1893, Nr. 11—14). Wir standen noch immer in jener Strömung, die seit dem Erdbeben von Lissabon (1. November 1755 — siehe Goethe, Dichtung und Wahrheit) die Christen erfaßt hatte: man war plötzlich an der naiven oberflächlichen Naturfrömmigkeit der Aufklärungszeit irre geworden. Sie brachte es schließlich fertig, aus dem Wunderbau der Heuschrecke, vermöge dessen sie die Erde so herrlich kahlfressen kann, die Weisheit Gottes, des Schöpfers, zu erkennen. Nun war auf einmal der Schrecken feindlicher Naturgewalten den Menschen aufgegangen. „Unfühlend" ist die Natur. Theodizee! Rechtfertigen soll sich die Gottheit um der entsetzlichen Dinge willen, die in der Natur geschehen. Die Leichtfertigkeit eines kosmologischen teleologischen Gottesbeweises erledigte Kant. Und es kam eine Naturwissenschaft auf, eine ganz erstaunliche, unwiderstehliche, die da zeigte, wie alles so natürlich zugeht in der Natur, alles nach dem Schema von Ursache und Wirkung. Was bleibt da zu wundern, zu verehren, anzubeten? Es ist so; man braucht dazu keinen Gott, keinen verborgenen und keinen offenbaren. In dieser „Weltanschauung" standen wir damals mitten drin. Und retteten uns, als Christen, zu Jesus Christus.

Ich wüßte nicht, daß wir daran übel getan hätten. Aber vielleicht haben wir doch eines großen Rechtes dabei vergessen, einer großen Wohltat. Nämlich, daß derselbe Jesus, der uns die Augen öffnete für den Gott Vater im Himmel, gar nicht zu uns sagte: „Und nun dürft ihr nur auf mich schauen", sondern im Gegenteil mit uns durch den blühenden Frühling ging und sprach: „Seht doch die Vögel! Seht doch die Lilien!" und so die Natur erst zu dem machte, was sie vorher für uns vielleicht noch nicht war: zu einer Gottesoffenbarung.

Ich meinte eben: vielleicht. Aber vielleicht ist die Natur auch ohne Jesus Christus eine Gottesoffenbarung für Menschen, die Jesus Christus nicht kennen. Das ist's doch, woran gedacht wird, wenn wir gewarnt werden: Nicht die Natur, sondern Christus und die Bibel! Man will den Heidenglauben, den Glauben an Naturgottheiten, rein für nichts gelten lassen. Und das ist ja nun ein Standpunkt. Man kann, wenn man das Bessere will und hat, es damit ehren, daß man sagt: Alles Andre ist dagegen nichts. Aber darüber wollen wir jetzt nicht streiten. Man darf wohl auch der niederen Stufe gerecht werden, wenn man höher gestiegen ist. Und droht nicht ein Unrecht, wenn man das Unvollkommene gar verachtet über dem Vollkommenen und das Suchen über dem Gefundenhaben, das Ahnen über der Gewißheit, die erste Morgenhelle über dem Sonnenglanz?

Der ganze Streit, der heute zum Teil so ernst genommen wird, zerfließt für eine wahrhaft kindliche christliche Gottesfurcht in ein großes Mißverständnis. Jesus ermöglicht uns erst die reine Freude an der Natur, indem er, der Gekreuzigte, uns hinweghilft über die Rätsel der Theodizee, indem er uns ermöglicht, trotz den Grausamkeiten überall, trotz unserer Kenntnis und Erfahrung davon, uns der Natur zu freuen und, was sie uns bringt, mit Danksagung zu empfangen.

Ich habe die Empfindung, daß wir in der Tat mit unserer christlichen Predigt der Natur nicht aufgeschlossen genug gegenübergestanden haben. Gewiß haben wir es nicht ganz an uns fehlen lassen (Naumanns „Gotteshilfe"). Und die große Hauptsache ist es ja nicht. Ich erinnere mich aus der Zeit, da ich noch Dorfpfarrer war, daß ein feiner Kirchgänger nach einer Predigt, mit der ich länger bei der Herrlichkeit draußen geweilt hatte, zu mir sagte: „Herr Pfarrer, davon wollen wir am Sonntag nichts hören, davon haben wir die ganze Woche genug." Aber er verkannte den Gleichniswert der Natur. Er erlebte sie noch nicht richtig. Man hätte ihm dazu helfen müssen. „Geh aus, mein Herz und suche Freud." Da fliegen nicht nur die Vögel des Himmels, blühen nicht nur die Lilien des Feldes, ach, es ist noch so viel Andres da. Und nicht nur als Gleichnis. Einfach als Werk. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel. Die Erde ist voll deiner Güter." „Der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken." Und wir mit Ihm, wenn wir mit Ihm über Land gehen.

Frühling, bist du nun zufrieden? R

Bibel und Wort Gottes bei Luther

1. Warum die Autorität der Bibel für Luther nötig war. 2. Wie sie lebendig wurde. 3. Folgerungen für die kirchliche Praxis. 4. Gegen Verbalinspirationslehre und allegorische Auslegung. 5. Der Wert einzelner Stücke der Bibel. 6. Gesetz und Evangelium.

Wir reden nicht von der Bibelübersetzung, also nicht von Luthers sprachschöpferischer Begabung und Tat, sondern lediglich von der Heilsbedeutung der Bibel. Es handelt sich um die Frage, warum und wieweit Luther in der Bibel das Wort Gottes, das für ihn und auch für uns gültige Gotteswort gefunden hat.

1

Daß er die Bibel so betrachtet hat, ist für jeden selbstverständlich, der sich daran erinnert, daß er ja durch ein Bibelwort, eine Stelle aus dem Römerbrief des Paulus, aus der Hölle der Verzweiflung erlöst war, und daß Bibelauslegung fortan Kern und Stern seiner akademischen Lehrtätigkeit war. Worauf auch sollte er sich berufen in seinem Kampf gegen die Mißbräuche der römischen Kirche und schließlich gegen das ganze System und gegen das Oberhaupt dieser Kirche, wenn nicht auf die Bibel. Sie war das Fundament, auf das er sich stützte, die letzte und unumstößliche Autorität, auf die er sich berief. Das hat der Künstler richtig erkannt, wenn er ihn auf dem Wormser Denkmal darstellt, sein Bibelbuch mit festen Fäusten umklammernd. Und der Dichter gibt zu diesem Bild die Unterschrift: „Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch, und fest umklammert er sein Bibelbuch."

Wer nur etwas geschichtlichen Sinn und ein wenig Einfühlungsvermögen besitzt, wird leicht begreifen, daß er diese Autorität brauchte. Er hatte sie um seinetwillen und um der Menschen willen nötig. Das Letztere leuchtet am ersten ein. Er mußte doch, wenn er die ungeheure, viele Jahrhunderte alte und scheinbar für die Ewigkeit gegründete Autorität der Kirche angriff, irgend etwas Objektives haben, auf das er sich berufen konnte, irgendeine anerkannte Norm, die er gegen die Kirche ausspielen konnte, irgendeine Größe, von der auch die Andern zugestanden, daß sie der Kirche gleich-, wenn nicht übergeordnet sei. Welche Größe sollte das sein als die Heilige Schrift, auf die die Kirche selber sich letztlich stützte. Stand es doch mit dem Verhältnis von Kirche und Bibel damals folgendermaßen: In der Theorie war die Bibel die letzte Autorität für alle kirchliche Lehre und für alles kirchliche Handeln. Wenn neben die Bibel das getreten war, was man die Tradition, die Ueberlieferung, nannte, die Summe der in der Kirche aufgekommenen, in der Bibel noch nicht enthaltenen Lehren, Einrichtungen und Bräuche, so wurde doch in der Theorie immer zugestanden, daß diese Tradition nur Ausfluß und Auslegung der Bibel sei. Sie sollte ja eben Ueberlieferung dessen sein, was die biblischen Männer (die Apostel) zur Ergänzung und Erläuterung der Heiligen Schrift mündlich gesagt und überliefert hätten. Wenn auch in der Praxis der römischen Kirche diese Ueberlieferung (deren Inhalt zum Teil verblüffend jung war) immer mehr der Bibel vorangestellt wurde und sie größtenteils verdrängte oder verdunkelte: In der Theorie blieb doch die Bibel immer letzte Norm und Autorität. Wer sich auf sie berief, durfte immer erwarten, daß er zunächst einmal gehört und von ernsten Menschen ernst genommen wurde; er war damit zunächst einmal gegen den Verdacht der Ketzerei oder subjektiver Willkür geschützt, und er durfte hoffen, sich durchzusetzen, wenn er sein Bibelverständnis und seine Bibelauslegung den Andern einleuchtend zu machen imstande war. Einen andern Ausgangspunkt konnte Luther in der „konkreten Situation" seiner Zeit gar nicht wählen. Welchen Eindruck solche Berufung auf die Bibel bei gut katholischen Menschen machte, zeigt z. B. die Aufnahme der Verlesung des Augsburger Bekenntnisses, indem einer der katholisch gebliebenen Fürsten ehrlich erklärte: „Ich sehe, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben!"

Luther brauchte diese Autorität aber auch um seinetwillen. Sein Gewissen war doch ebenso zart und empfindlich, wie es stark und kühn war. Ihm hat deshalb die Frage immer wieder zu schaffen gemacht, ob er allein sich gegen die ganze Kirche stellen dürfe, gegen das, „was überall und immer von Allen geglaubt ist". In solchen Anfechtungen brauchte er die Gewißheit, sich auf Gottes Wort verlassen zu können. Man würde seine aufrichtige Demut, seine tiefe Einsicht in die arglistigen Abgründe des menschlichen Herzens verkennen, wenn man meinte, er sei in der Lage gewesen, sich einfach auf sein eigenes Gefühl und auf seine eigene Klugheit zu verlassen.

Er brauchte diese feste, gegebene Autorität, als er sich bald in einen Zweifrontenkampf hineingestellt sah, wie ja im Grunde jeder richtige Kampf ein Zweifrontenkampf ist. Denn wenn das Letzte, was wir von der Wahrheit zu erkennen vermögen, eine Polarität scheinbarer Gegensätze ist, so gibt es immer eine doppelte Abweichung von der Wahrheit, indem der eine oder der andere der beiden Pole verkannt wird. Luther brauchte die Autorität der Bibel im Kampf gegen rechts und links, gegen das in sichtbaren und äußerlichen Einrichtungen erstarrte System der römischen Kirche und gegen die zur Auflösung aller äußeren und inneren Ordnung führende Subjektivität der Schwärmer.

Wer sich diese Lage vergegenwärtigt, kann sich unmöglich wundern, daß Luther bisweilen geneigt war und im Alter immer stärker dazu neigte, die Norm und Autorität der Bibel mechanisch und buchstäblich zu nehmen, daß er sich also öfter auf den buchstäblichen Wortlaut stützte und in die überlieferte Inspirationslehre mit all ihren Mängeln (s. unten) zurückfiel. Man würde ihn nicht als wirklichen Menschen nehmen, man würde völlig ungeschichtlich empfinden, wenn man etwas anderes von ihm erwarten wollte. Alle neuen Erkenntnisse werden erst allmählich zur Klarheit geführt, nur in Stufen und Etappen setzt sich die Wahrheit durch. Von diesem Gesetz alles menschlichen Werdens sind auch die Größten nicht ganz ausgenommen. Man darf es deshalb, menschlich gesagt, als ein Glück betrachten, daß Luther selber so starke Reste der alten mechanischen Bibelbetrachtung und der überlieferten Inspirationslehre beibehalten hatte. Denn ohne den starken Hebel einer handfesten, durch keine subjektiven Bedenken erschütterten Inspirationslehre konnte die ungeheure Wucht der auf der Menschheit lastenden römischen Kirche nicht in Bewegung gesetzt werden. Also nicht über die starken Reste mechanischer Bibelbetrachtung dürfen wir uns wundern, sondern lediglich über die Tatsache, daß er grundsätzlich diese äußerliche und mechanische Bibelbetrachtung durch eine ganz andere, eine innerliche und freie überwunden hatte.

2

Um gleich die Hauptsache zu sagen, seine eigene überströmende innere Lebendigkeit macht auch die Bibel wieder lebendig. Sein eigenes, heißes Feuer bringt die erstarrten Lavamassen wieder in neuen Fluß, sein eigenes warmes Blut, seine eigene Seelenhaftigkeit und Geistigkeit erfüllt die toten papiernen Buchstaben wieder mit Blut, Seele und Geist.

Er war in unerhörten inneren Kämpfen bis zum einheitlichen Kern der Wirklichkeit vorgedrungen (nicht ohne unbewußte, verborgene Hilfe der Bibel), bis zum Glauben an einen letzten verborgenen Sinn der Wirklichkeit, bis zum Glauben an einen barmherzigen und gnädigen Willen, der hinter allem Geschehen steht; und diesen einen rettenden Glauben las er nun in der Bibel. Er wurde ihm die eine Botschaft der Bibel, das Evangelium, die frohe Botschaft, um deretwillen er in der Bibel Gottes Wort fand und unbedenklich die Bibel als Gottes Wort aufnahm und benannte; und zwar Gottes Wort nicht im Sinn einer erbaulichen Redewendung, sondern in dem allereigensten Sinne der Rede, der Anrede Gottes, die hier an mich ergeht, einer tröstenden, aufrichtenden, erlösenden, froh- und seligmachenden Anrede Gottes.

Deshalb ist ihm die Bibel etwas anderes, unendlich viel mehr, als was sie auch frommen und klugen Menschen vor ihm gewesen war. Von all den sogenannten Vorreformatoren verdient keiner den Namen mehr als der Engländer Wiclif. Keiner hat sich vor Luther so auf die Bibel gegen die kirchliche Tradition gestützt, um mit der Bibel die kirchliche Tradition zu entwurzeln. Aber Wiclif betrachtete die Bibel doch nicht mit grundsätzlich andern Augen als seine katholischen Gegner. Sie war auch ihm Gottes Gesetz; nur nahm er dies Gesetz sehr viel ernster, so ernst, daß sie ihm allein als Gottes Wort galt und die kirchlichen Gesetze als Menschengesetze umstieß. Für Luther aber war die Bibel, genau genommen, nicht Gottes Gesetz (was sie im Grunde genommen den anglikanischen Christen noch heute ist), sondern Evangelium, frohe Botschaft von der in Christus kund getanen Gnade Gottes.

Das muß man sich gegenwärtig halten, um die Stellen zu begreifen und recht zu würdigen, in denen er die Bibel als Evangelium und als den höchsten Schatz der Seele feiert. Die 62. der berühmten 95 Thesen lautet: „Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes." Diese These ist formuliert in Gegensatz zu der scholastischen Lehre von dem „Schatz der Kirche", der durch die überflüssigen Verdienste der Apostel, der Märtyrer und der Heiligen angehäuft sei, um daraus den armen Sündern, die der nötigen Verdienste ermangeln, die Ablaßgnade zu spenden. Was Luther aber unter Evangelium versteht, das hat er in der Vorrede zum 1. Teil der Kirchenpostille von 1522 in der ihm eigenen herzlichen Weise wundervoll geschrieben:

Siehe, das heißt das Evangelium recht erkennet, nämlich die überschwengliche Güte Gottes, die kein Prophet, kein Apostel, kein Engel hat je konnen ausreden, kein Herz je genugsam kann verwundern und begreifen. Das ist das große Feuer der Liebe Gottes zu uns; davon wird das Herz und Gewissen froh, sicher und zufrieden; das heißt: den christlichen Glauben predigen. Davon heißt solche Predigt „Evangelium" — das lautet auf deutsch so viel als fröbliche, gute, tröstliche Botschaft, von welcher Botschaft die Apostel genannt werden Zwölf Boten.

Wer hat vor Luther die Bibel so zu rühmen verstanden?

Denn das Wort Gottes ist das Heiligtum über alle Heiligtümer, ja, das einige, das wir Christen wissen und haben: denn ob wir gleich aller Heiligen Gebeine oder heilige und geweihte Kleider auf einem Haufen hätten, so wäre uns doch nichts damit geholfen; denn es ist alles totes Ding, das niemand heiligen kann. Aber Gottes Wort ist der Schatz, der alle Dinge heilig macht, dadurch sie selbst, die Heiligen alle, sind geheiligt worden. Welche Stunde man nun Gottes Wort handelt, predigt, hört, liest oder bedenkt, so wird dadurch Person, Tag und Werk geheiligt, nicht des äußerlichen Werkes halber, sondern des Wortes halber, so uns alle zu Heiligen macht. Derhalben sage ich allezeit, daß alle unser Leben und Werke in dem Wort Gottes gehen müssen, sollen sie Gott gefällig oder heilig heißen. Wo das geschieht, so geht dies Gebot in seiner Kraft und Erfüllung. Wiederum, was für Wesen und Werk außer Gottes Wort geht, das ist vor Gott unheilig, es scheine und gleiße, wie es wolle, wenn man's mit eitel Heiligtum behinge, als da sind die erdichteten geistlichen Stände, die Gottes Wort nicht wissen und in ihren Werken Heiligkeit suchen. Großer Katechismus, 3. Gebot.

Luther hat das Wort Evangelium aus dem Gefängnis der Buchstaben wieder erlöst. Er hat ihm seinen ursprünglichen Sinn wiedergegeben, wonach es nicht eine Schrift ist, nicht ein Stück Literatur, sondern eine Verkündigung, eine Botschaft Gottes, durch Christum ausgerichtet. Deshalb gibt es für ihn nur ein Evangelium, wenn es auch von vielen Aposteln geschrieben ist. Ja, mit seiner eigenen Lebendigkeit macht er dies Evangelium wieder so lebendig, daß er mit einer damals unerhörten Kühnheit von dem geschriebenen Wort auf das mündlich verkündete zurückgeht:

Evangelium aber heißet nichts anderes, denn eine Predigt und Geschrei (laute Verkündigung) von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, durch den Herrn Christum mit seinem Tod verdienet und erworben; und ist eigentlich nicht das, was in Büchern stehet und in Buchstaben verfasset wird, sondern mehr eine mündliche Predigt und ein lebendig Wort und eine Stimme, die da in die ganze Welt erschallet und offentlich wird ausgeschrien, daß man's überall höret.

Diesen Gedanken hat Luther wiederholt damit erläutert, daß er ausführt, der Unterschied des Evangeliums gegenüber Moses und den Propheten sei der, daß das Neue Testament oder Evangelium eigentlich nicht geschrieben, sondern in die lebendige Stimme gefaßt sei und nur zum Ueberfluß geschrieben sei, während das Alte Testament in Schrift verfaßt sei und darum ein Buchstabe heiße und von den Aposteln die „Schrift" genannt werde (so z. B. in der Vorrede auf das Neue Testament von 1545). Also nicht etwa der „jugendlich ungestüme und unbesonnene" Luther, sondern der alte Luther, ein Jahr vor seinem Tode, äußert diesen jugendlich kühnen Gedanken, das Neue Testament sei eigentlich nicht in Schrift verfaßt, sondern mündliche Predigt. Aus solchen Aeußerungen wird überraschend deutlich, daß ihm die mündliche Predigt viel höher stand als das geschriebene Wort. So etwas kann doch nur ein Mensch sagen, der im Grunde genommen kein Schriftsteller war, am Schreibtisch arbeitend, sondern ein Prediger und Redner, der immer, auch mit der Feder, eine lebendige Zuhörerschaft vor sich hat, an die er mit seinem Wort sich wendet. Nur ein Mensch von Luthers überströmender Lebendigkeit konnte ohne gelehrte Hilfsmittel, rein durch geniale Intuition, auf diesen erlösenden Gedanken kommen, das Evangelium sei mündliche Predigt.

Dadurch gewinnt für uns auch die berühmte allbekannte Stelle „was Christum treibet" aus der Vorrede zum Jakobusbrief (1522) ein ganz neues Gesicht:

Darin stimmen alle rechtschaffenen, heiligen Bücher überein, daß sie allesamt Christum predigen und treiben. Auch ist das der rechte Prüfstein, alle Bücher zu tadeln (d. h. zu prüfen), wenn man sieht, ob sie Christum treiben oder nicht; sintemal alle Schrift Christum zeigt (Röm. 3, 21) und Sankt Paulus nichts denn Christum wissen will (1. Kor. 2, 2). Was Christum nicht lehrt, das ist noch nicht apostolisch, wenn's gleich Sankt Petrus oder Paulus lehrte. Wiederum, was Christum predigt, das wäre apostolisch, wenn's gleich Judas, Hannas und Herodes täte.

Das sind doch Worte von unerhörter, fast vermessener Kühnheit. Der Mann, der dies schrieb, hatte doch offenbar vor dem Buchstaben der Heiligen Schrift an sich nicht den mindesten Respekt. Ihm kam es nur auf den Inhalt an, und zwar nur auf den einen Inhalt, Christum als den Träger der göttlichen Gnade. (NB. An solchen Stellen merken wir wieder, wie ungeheuer tief und leidenschaftlich Luther auch noch nach dem großen Umschwung seines Lebens die Sinnlosigkeit und Erbarmungslosigkeit der Welt empfunden hat. Er konnte sie eben nur ertragen im Blick auf den in Christus offenbarten gnädigen Gottessinn.) Wenn Jemand so sehr das schriftliche Kleid verachtete und nur auf den Inhalt, die Person Christi sah, dann begreifen wir auch das zugespitzte Wort, das er einmal im Blick auf seine bibelkundigen Gegner sagt: „Wenn sie gegen Christus dringen auf die Schrift, so dringe ich auf Christus gegen die Schrift." Deshalb taucht bei ihm auch in vollem Ernst der Gedanke auf, ob er nicht selber aus seinem Christusglauben heraus eine „Schrift" machen könne:

Wenn ich auch den Geist hätte, den Jesajas oder Paulus gehabt, so könnte ich auch aus diesem Spruch ein Neues Testament machen, wie die Apostel geschrieben; aber weil wir den Geist so reich und gewaltig nicht haben, müssen wir von ihnen lernen und aus ihrem Brünnlein trinken.

Nehmen wir endlich hinzu, daß Luther Melanchthons erste theologische Schrift, die berühmten Loci communes (Hauptpunkte der christlichen Lehre) gerühmt hat, sie verdiene in den Kanon des Neuen Testamentes aufgenommen zu werden, so sehen wir, was für eine unerhört lebendige Auffassung der Bibel Luther besessen hat. Die Schrift war ihm nur das vergängliche Kleid einer unvergänglichen Gestalt. Der Glaubensmann und Reformator Martin Luther war wirklich kein Buchstabenknecht. Und wenn die Schwärmer auf den papiernen Papst schalten, den er zu Wittenberg aufgerichtet habe, und der eine schlimmere Tyrannei ausübe als der menschliche Papst zu Rom, so hielten sie sich an Aeußerlichkeiten und an katholische Reste und hatten das Wesentliche von ihm nicht erkannt. Er war grundsätzlich durch den Buchstaben zum Geist vorgedrungen, und das berühmte Wort des Paulus: „der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig" (2. Kor. 3, 6), hatte in ihm eine Auferstehung gefunden, und zwar eine modernere, als Paulus selber gemeint. Denn wenn wir uns daran erinnern, daß er den Vorzug des Neuen Testaments vor dem Alten Testament darin erblickte, daß ersteres mündlich gepredigt, letzteres aber in Schrift verfaßt sei, so dürfen wir dies Pauluswort in Luthers Sinn ungefähr so verstehen, wie es gemeinhin verstanden wird, daß nämlich jeder Buchstabe um der ihm anhaftenden Starrheit willen etwas von der tötenden Wirkung in sich trägt, während das geredete Wort (natürlich nicht das auswendig gelernte, sondern das aus dem Herzen strömende Wort) von belebendem Geist erfüllt ist (während Paulus bekanntlich bei dem Buchstaben an das geschriebene Gesetz Moses denkt und beim Geist an den Geist Jesu, also den Gegensatz zwischen Buchstaben und Geist sehr viel enger faßt).

Das sind Gedanken von Bibel und Wort Gottes, von Schrift und Glaube, die jahrhundertelang geruht haben, bis sie, gewiß ohne Kenntnis der oben angeführten merkwürdigen

Lutherstellen, sondern aus einer kongenialen Intuition heraus, der große Lessing wieder aufgriff. Wir erinnern an die berühmten Sätze aus den Axiomata von 1778:

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges; und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehreren gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten.

Wenn wir in diesem Lessing-Zitat statt des blassen Aufklärungswortes Religion das biblische Wort Evangelium einsetzen, so haben wir ungefähr das, was der reformatorische Luther gesagt hatte; nur natürlich nicht in seiner warmen Herzlichkeit und in seiner urwüchsigen Lebendigkeit. Für die lutherische Kirche aber ist es überaus beschämend, daß sie diesen Lessing, der verschüttetes Luther-Gut neu entdeckte, so sehr verkannte und verketzerte, beinahe bis zum heutigen Tag; denn jenes Lessing-Wort gilt den meisten lutherischen Theologen als ein Tribut an die Aufklärung, der in der Formulierung der Gedanken freilich nicht zu verkennen ist.

Wir sehen also, daß der Geist für Luther nicht an den Buchstaben gebunden und nicht mit dem Abschluß des Neuen Testaments gestorben ist. Gibt es doch ohne den Geist, der dem Glauben geschenkt wird, kein richtiges Verständnis und keine richtige Auslegung der Bibel. Man könnte sogar etwas paradox, aber doch in Luthers Sinne auch sagen: Die Bibel richtig verstehen und auslegen kann nur, wer nötigenfalls selber eine Bibel schreiben könnte. In solchen Gedanken liegt die Wahrheit, die in der katholischen Lehre von der Tradition eine verzerrte Gestalt gefunden hat.

Wenn nicht der geschriebene Buchstabe das Erste und Ursprüngliche ist, sondern das mündlich geredete, lebendige Wort, dann kommt auch für den heutigen kirchlichen Gebrauch alles darauf an, das geschriebene, papierne Wort wieder in ein lebendig geredetes Wort zu verwandeln. Das ist aber nicht möglich, ohne daß dies Wort in der Person dessen, der es redend wiedergeben soll, eine lebendige Auferstehung gefunden hat. Das Wort muß Fleisch werden, muß durch Herz und Empfindung, durch Willen und Gewissen hindurchgegangen sein; anders kommt kein lebendiges, lebenschaffendes Wort zustande.

(Fortsetzung folgt)

Hannover-Kleefeld Hermann Schuster

Moderne Naturfrömmigkeit

(Schluß)

Es ist unverkennbar, daß die neuzeitliche Entwicklung des naturwissenschaftlichen Denkens zu solch innerer Umstellung und Unsicherheit christlicher Kreise, wie sie das vorige Mal geschildert wurde, wesentlich beigetragen hat. Die Kirche hat deshalb allen Anlaß, diesen seelischen Vorgängen eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Soll sie etwa, um der Naturfrömmigkeit den Wind aus den Segeln zu nehmen, ihre Lehre von Sünde und Gnade, die dem modernen Menschen am meisten Anstoß gibt, aus ihrem Glaubensbekenntnis streichen? Dann würde sie sich selbst aufgeben. Aber die Methode der kirchlichen Erziehung und Unterweisung muß eine andere sein als in der Reformationszeit und in den folgenden Perioden der lutherischen Rechtgläubigkeit. Es ist wohl geraten worden, man solle in dieser früheren Weise die Sünde so eindringlich, in ihren Folgen und ihren ewigen Strafen so furchtbar zur Darstellung bringen, daß das Verlangen nach Erlösung mit unmittelbarer Gewalt hervorbricht. Die Versuche in dieser Richtung sind nicht vielversprechend. Die massiven Methoden einer vergangenen Zeit haben ihre Macht verloren. Jesus kommt auf leiseren Füßen zu unserem Geschlecht. Ihn soll die Kirche in seiner stillen und überwältigenden Hoheit und Reinheit und seiner einzigartigen Gottverbundenheit vor die Augen der Jugend stellen und ihrem Herzen nahebringen. Wer ihm begegnet und mit reinem Sinn sich seinem Geist hingibt, für den wird sicher einmal die Stunde kommen, in der er wie Petrus sprechen muß: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. Aus solchem echten Schuldbewußtsein wird auch in einem „modernen" Menschen eine Sehnsucht nach Befreiung, nach Erlösung emporsteigen. Eine solche Unterweisung verlangt aber eine innere Keuschheit. Wenn jemand mit stumpfem Hammer diese zarten Erlebnisse in die Seelen einhämmern will, so werden die Herzen hart. Zuviele Worte können aufkeimendes Leben töten. Und in unserer Kirche gibt es leicht viel Worte.

Um den Weg zu solchen Erfahrungen freizumachen, möchten die Hindernisse, die sich aufgetürmt haben, möglichst beiseite geschafft werden. Es ist doch ein bedenkliches Zeichen, daß sich neben der kirchlichen Frömmigkeit eine ernst zu nehmende Naturfrömmigkeit als selbständige Größe entwickelt hat, die in der „Deutschen Glaubensbewegung" eine neue, noch unübersehbare Ausprägung gewinnt. Für viele Gemüter muß doch eine innere Notwendigkeit vorliegen. Diese Erwägung wird für die Kirche ein dringender Anlaß sein, darüber nachzudenken, ob sie nicht ihre Beziehungen zur Natur und zum Naturerkennen einer ernsthaften Prüfung unterziehen soll. Ob nicht unser Verhältnis zu der uns umgebenden gottgeschaffenen und von Gott durchwirkten Welt allzusehr hinter dem „Gott und die Seele" zurückgetreten ist?

Wenn dies eine Aufgabe der kirchlichen Frömmigkeit ist, so wird sich von selbst die Folge ergeben, daß auch die evangelische Theologie dieser Frage mit besonderem Eifer nachgeht. Es wird ihr ebenso wie der Kirche daran liegen, daß ihr nicht ein Gebiet teilweise oder ganz entrissen wird, an das sie — von anderem Gesichtspunkt aus gesehen — dasselbe Anrecht hat wie die Naturfrömmigkeit. Es ist auffallend, wie sehr in der „dialektischen" Theologie die Beziehung Gottes zur Welt zurücktritt. Es muß wohl so sein, denn ihr ist die gegenwärtige Welt in erster Linie die durch die Sünde verderbte, dem Gericht Gottes verfallene Welt. Wenn aber diese Theologie die ihr von Gott zugewiesene Aufgabe einer heilsamen Erschütterung und Vertiefung des innersten Glaubenslebens erfüllt haben wird, so ist wohl anzunehmen, daß nach innerer Notwendigkeit eine Zeit folgen wird, in der die Schöpfungsgedanken des ersten Glaubensartikels mit ähnlicher Kraft des Glaubens und der Gewissenhaftigkeit durchgearbeitet werden müssen. Es scheint nicht, daß eine solche Wendung unmittelbar bevorsteht, aber gewisse Anzeichen deuten auf einen kommenden Tag hin (Weinel, Gogarten u. A.).

Es bedarf wohl nicht mehr der Versicherung, daß durch solche Arbeit der Grundgedanke der evangelischen Kirche nicht verdunkelt werden darf. Es handelt sich ja nicht nur um Grundgesetze der reformatorischen Frömmigkeit, sondern um die Person und das Werk Jesu Christi. Der Ruf „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid", das Gleichnis vom verlorenen Sohn und der Trost „Dir sind deine Sünden vergeben" können der Kirche durch keine andere geistige Macht ersetzt werden. Hier scheidet sich die kirchliche Frömmigkeit von der Naturfrömmigkeit.

4. Ist eine Verständigung möglich?

Die Gesinnungstüchtigen in beiden Lagern versichern: Es ist charaktervoller, seine eigene allein richtige Anschauung auszubauen und zu verfechten, ohne nach rechts oder links zu sehen; seinen „Gegner" verstehen oder ihm gerecht werden zu wollen, ist eine Schwäche und Halbheit.

Es liegt etwas Wahres in dem Standpunkt dieser Charaktervollen: Jede Verschleierung der Gegensätze, jede künstliche Harmonisierung ist vom Uebel. Am übelsten wohl eine Art kirchlicher Apologetik, die im allgemeinen die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung anerkennt, aber dann krampfhaft nach den Lücken im Kausalzusammenhang des Geschehens sucht, damit in diese Lücken Gott mit seinem „Wunder" eintreten könnte. Der große gewaltige Gott als Lückenbüßer! Tiefer kann er nicht erniedrigt werden. Und die Vertreter einer solchen Einstellung werden nie von einer geheimen Angst freiwerden, Gottes Herrschaftsbereich könnte durch neue Erkenntnisse des Naturwissens noch mehr verkleinert werden, so daß sie vor jeder neuen Entdeckung zittern

müssen, anstatt sie als ein Geschenk Gottes dankbar anzunehmen.

Ist aber nicht eine ehrliche Form der Verständigung möglich, ohne Verschleierung und ohne „Kompromisse"?

Die Sache liegt nicht so einfach. Sobald wir nicht nur Theorien, sondern die wirklichen Lebensgestaltungen ansehen, ergibt sich eine große Schwierigkeit. Der Gegensatz der beiderseitigen Anschauungen tritt, wie bereits früher angedeutet worden ist, im alltäglichen Leben in der Regel nicht in sauberer Abgrenzung auf, sondern in Mischformen. Jede Seele ist eine Erbin ungezählter Ahnenreihen bis zurück in eine fabelhafte Vorzeit, deshalb kreuzen sich in ihr Empfindungs- und Gedanken- und Gefühlskeime verschiedensten Ursprungs; und nicht allen Menschen gelingt es, sie miteinander zu einer Einheit auszugleichen. Auch viele im praktischen Leben hervorragend tüchtige Menschen kommen deshalb nicht ohne eine Art von doppelter Buchführung aus. So bittet z. B. ein Arzt einer Krankenanstalt den mit ihm gut bekannten Pfarrer, sein erstes Kind zu taufen. Dieser erhebt Einwendungen: „Ich verstehe Ihren Wunsch nicht. Bei Ihrer monistischen kirchenfremden Geistesrichtung, von der Sie mir kein Hehl gemacht haben, kann Ihnen die Taufe nichts sein. Und für mein Amt hat die Taufhandlung nur einen Sinn, wenn eine darauffolgende christliche Erziehung verbürgt ist." Ueber das Gesicht des jungen Arztes geht ein ernster Zug, er sagt: „Ich habe eine fromme Mutter gehabt und kann sie nie vergessen; ich möchte, daß mein Kind ganz so erzogen wird wie ich erzogen worden bin. Wenn es erwachsen sein wird, mag es selbst wählen." Durch diese Erklärung ist die Einwendung beseitigt.

Selbst in einem durchaus kirchlich-frommen Menschen können zwei Seelen wohnen, wie es uns Fritz Reuter mit seinem goldenen Humor beschrieben hat. Trotz der zeitlichen Entfernung wird er uns noch heute verständlich sein. In seiner köstlichen Dichtung „Hanne Nüte" führt er uns in einen mecklenburgischen Pfarrgarten:

De oll Herr Paster, ganz verluren
In all de schöne Frühjohrspracht,
Geiht unn'r e Linden up un dal;
Sin Og is hell, sin Hart dat lacht
Un freut sick, dat dat noch einmal
Den gräunen Baum, de junge Saat,
De Welt in ehren Frühjohrsstaat
Mit olle Leiw ümfaten kann.

Sein ehemaliger Konfirmand „Hanne Nüte", der das Schmiedehandwerk erlernt hat und nun auf Wanderschaft gehen will, tritt ein. Der Pfarrer mahnt ihn:

Mein lieber Sohn,
Laß dich von Torheit nicht betrügen!...
Sieh um dich, Sohn! Die ganze Kreatur
Ist in der Sünde tief versunken
Und seit dem ersten Sündenfall
Hat sie zum Himmel 'rauf gestunken. —
Halt mal! War das die Nachtigall?
Wahrhaftig, ja! — Bleib doch mal stehn!
Ja, ja, sie ist's. — Wie wunderschön! —...
Wie legen sich die Nachtigallenlieder
So trostvoll doch ans Menschenherz!
Als wenn sie mit der Sehnsucht Klängen
Vom Himmel zu uns niederdrängen,
Zu ziehn die Seele himmelwärts... —
Wir sprachen eben von der Sünde —
Nun reis' mit Gott, mein lieber Sohn!
Ich sag' dir später meine Gründe
Für die Verderbtheit der Natur.

So mischen sich Naturlaute mit kirchlich-anerzogenen Empfindungen oder Lehren. Unendlich oft bestätigt sich das Wort: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch." Wollen wir aber eine Verständigung zwischen den beiden Arten der Frömmigkeit suchen, so dürfen wir nicht bei der Tatsache dieser tausendfachen Mischungen stehenbleiben, sondern wir möchten die Grenzpfähle abstecken und doch eine höhere Einheit und ein Zusammenwirken erstreben.

Auf diesem Wege machen uns noch andere ernstliche Hindernisse zu schaffen, die nicht eigentlich auf dem Gebiete der beiderseitigen Frömmigkeit, sondern auf einem weiteren Felde liegen. In erster Linie die Verschiedenheit der Sprache. Man versteht sich gegenseitig nicht mehr. Zahlreichen Gliedern unseres Volkes ist die Kirchensprache fremd geworden; besonders seitdem in vielen Orten eine heidnische Jugend herangewachsen ist, der weder das Elternhaus noch die Schule irgendwelche wirkliche Kenntnis der Grundwahrheiten des Christentums in das Leben mitgegeben hat. Aber nicht nur den „proletarischen" Schichten, sondern auch vielen „Gebildeten" ist die kirchliche und biblische Ausdrucksweise unverständlich geworden. Ein hervorragender Irrenarzt, allerdings der älteren ärztlichen Generation angehörig, nahm aus einem bestimmten Grunde an einer kirchlichen Konferenz teil und hörte bei dieser Gelegenheit einen theologischen Vortrag mit an. Er sprach sich dann darüber aus: „Der Vortrag hat mich sehr interessiert, nur mußte ich mir Vieles in meine Sprache übersetzen. Was meinte der Vortragende, wenn er vom ‚Glauben' sprach? Doch wohl dasselbe, was wir Autosuggestion nennen?" Wenn dies bei einem geistig so hochstehenden Manne möglich war, wieviel mehr bei denen, die sich noch weniger in eine andere Denk- und Sprechweise versetzen können!

Anderseits ist bei vielen Kirchenchristen eine bedauerliche Unkenntnis der naturwissenschaftlichen Grundgedanken zu finden, so daß sie nicht selten eine böswillige Feindseligkeit gegen Kirche und Frömmigkeit auch dort suchen, wo sie nicht beabsichtigt ist. In neuerer Zeit ist ja in dieser Hinsicht durch Unterricht und vorzügliche Lehrbücher für eine gründlichere naturwissenschaftliche Unterweisung der heranwachsenden Jugend gesorgt, aber es scheint doch, als ob der Unterricht oft bei den einzelnen Ergebnissen verweilte, ohne die tieferen Hintergründe zu beleuchten. Wir Aelteren aber haben meist darüber zu klagen, daß unsere Ausbildung in den naturwissenschaftlichen Fächern ungenügend war. Daß wir infolgedessen uns die nötigen Kenntnisse selbst mühsam einsammeln mußten, hat uns freilich unvermerkt einen großen Vorteil gebracht: wir haben sie gewonnen ohne den Schulstaub. Wir sahen Wunder Gottes, wo der Schüler sich Examenweisheit aneignet. „Eins haben wir dabei voraus", sagte ein Freund, „die Begeisterung."

Die erste Vorbedingung für eine Verständigung ist demnach, daß beide Richtungen bemüht sind, ohne Vorurteil sich gegenseitig kennenzulernen.

Ist es aber nicht gefährlich, den Zwiespalt in Menschen hineinzuwerfen, die in ihrem Glauben befriedigt sind? An einem kleineren Orte wurde von kirchlicher Seite ein religiöser Diskussionsabend abgehalten, mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß er nicht für die Gemeindeglieder bestimmt sei, die in ihrem Glauben sicher sind, sondern für diejenigen, die Klärung suchen. Ein jüngerer Geistlicher trug bei Besprechung der Schöpfungsfrage die Kant-Laplacesche Hypothese der Weltentstehung vor. Während er sprach, flüsterte ein Geistlicher, der diesen Anschauungen selbst kaum ablehnend gegenüberstand, seinem Nachbar ins Ohr: „Aber das darf man den Leuten doch nicht sagen."

Gewiß kann es eine Unüberlegtheit und Plumpheit sein, Zweifelsfragen in die Seele eines Menschen hineinzuwerfen, der durch sie nur beunruhigt wird oder der für ihre Durchdenkung nicht die erforderliche Fähigkeit besitzt. Es gibt selbst in unserer gärenden Zeit noch Menschen, besonders unter den Frauen, die durch alle Gegensätze der Meinungen und Weltanschauungen unberührt hindurchgehen und dabei glücklich sind und glücklich wirken, den Pflanzen vergleichbar, die ihrem eigensten inneren Lebensgesetze folgen. Ihren Seelenfrieden zu stören wäre frevelhaft. Aber ob ihre Zahl heutzutage noch so groß ist, wie viele kirchliche Menschen denken? Die Fragen und Zweifel der Zeit fliegen unaufhaltsam durch die Luft, und die Eigengesetzlichkeit der Politik und der Wirtschaft zerbricht die frühere Harmlosigkeit. Für reifere

Menschen aber ist es dringend nötig, daß sie, soweit es ihre Allgemeinbildung zuläßt, einen klaren Blick für die Unterschiede gewinnen.

Ueber alle Unterschiede und Gegensätze hinweg suchen wir den Weg der Verständigung. Es gibt gemeinsame Ziele. Ihrem Wesen nach müssen beide Arten der Frömmigkeit Bundesgenossen sein im Kampf gegen eine stumpfe seelenlose materialistische Lebensanschauung, die nur irdische Güter, Genüsse und Ziele kennt und alles tiefergrabende Suchen der Menschenseele ertötet. Diese Bundesgenossenschaft wird weniger auf dem Gebiete des Erkennens zutage treten als auf dem der ethischen Grundsätze und des entsprechenden Handelns. Wenn in der Naturfrömmigkeit wirklich die seelische Verbundenheit mit allem Lebendigen regiert, wenn in der Kirche tatsächlich das Gebot der Nächstenliebe das oberste Gesetz des menschlichen Zusammenlebens ist, so muß trotz aller Gegensätze ein Zusammenklang möglich sein. Der innere Zwang der Verantwortlichkeit für die Zukunft unseres Volkes und damit auch der Menschheit einer höheren Macht gegenüber liegt auf beiden Frömmigkeiten.

Verbündet sind beide Frömmigkeiten auch im Gegensatz gegen eine einseitige, das Gemüt verarmende Verstandesverherrlichung, gegen die Anbetung der „Wissenschaft" als der höchsten oder der einzigen Göttin, wie sie z. B. bei Sigmund Freud sich findet, dem die Religion nur eine vorübergehende, allmählich zu überwindende Pubertätserscheinung der Menschheit ist.

Ansätze zu einer verständnisvollen gemeinsamen Arbeit sind vorhanden. Ein Beispiel dafür sind die Arbeitsgemeinschaften zwischen Aerzten und Seelsorgern, die — ohne Verleugnung des eigenen Standpunkts — nicht nur im praktischen Handeln, sondern auch im Austausch über wichtige Fragen des Grenzgebiets ihrer beiderseitigen Berufe eine Verständigung und gegenseitige Ergänzung suchen. Es ist erfreulich, daß aus solcher Arbeitsgemeinschaft die Schriftenserie „Arzt und Seelsorger" (Schwerin, F. Bahn) herauswachsen konnte. In ähnlicher Weise haben in mancher Krankenanstalt, besonders auch bei der Ausbildung von Schwestern und Pflegern, Aerzte und Geistliche in freundschaftlichem Sinne zusammengewirkt.

Es gibt aber noch andere eigenartige Kinder Gottes, die in sich den Gegensatz zwischen Naturfrömmigkeit und Kirchenfrömmigkeit überwunden haben, weil sie dem schöpferischen Wesen Gottes näherstehen als die zerlegenden und zerspaltenden Wissenschaftler. Wir nennen sie „Künstler", denn sie haben ein Können, das uns Alltagsmenschen versagt ist. Zu ihnen flüchten wir, wenn wir über den Zwiespalt der Meinungen ein wenig getröstet werden wollen. Wer Beethovens Neunte Symphonie in geistesgewaltiger Durchführung erlebte, wer in Beethovens Liedern sein „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" und den süßen Traum von den „Bergen so blau" und andererseits den tiefen Sündenschmerz und die selige Befreiung im „Bußpsalm" in sich aufgenommen hat, der weiß, daß es in höheren Regionen einen Zusammenklang gibt, der nicht nur die Schranken der Konfession, sondern auch die Scheidung zwischen Naturfrömmigkeit und Kirchenfrömmigkeit als menschlich klein erscheinen läßt.

Noch erfüllt von diesen Klängen wenden wir uns zu dem Maler Wilhelm Steinhausen, zu dem einst, als er in kirchlichen Kreisen nur erst durch seine biblischen Bilder bekannt war, in seiner Frankfurter Arbeitsstätte ein kunstverständiger Theologe sagte: „Ihre Naturbilder sind doch noch frömmer als Ihre biblischen Bilder." Wer seine „Morgensonne im Waldwinkel" auf sich hat wirken lassen, der bedarf keiner Worte für Unaussprechliches. Das Buch des Steinhausen-Jüngers Dr. Oskar Beyer über „Unendliche Landschaft" kann uns für das Geheimnis der Frömmigkeit in der Landschaftsmalerei den Blick auftun.

Wenn wir aber an die fromme Dichtung denken, so umschwebt uns ein schöner Traum: Wäre es nicht möglich, daß eine christliche Poesie, die von dem vollen Duft starker Naturfrömmigkeit durchtränkt wäre, wieder anknüpfen könnte an die Gewalt alttestamentlicher Dichtung in den Psalmen, im Buch Hiob, in wunderbaren Prophetenstellen! Wie stimmte damals Frömmigkeit und Naturerleben überein! Jede Erweiterung der Naturerkenntnis war auch eine Erweiterung des frommen Gefühls. Wie jubelten die Psalmdichter, als ihnen die Erkenntnis aufging, daß Gott nicht nur ein Stammes- und Volksgott war, sondern daß die ganze Erde unter seinen Füßen lag! „Die Erde ist des Herrn und was drinnen ist; der Erdboden und was drauf wohnet." Aus tiefster Seele klang es heraus: „Lobet den Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft!" Welche Töne würden diese Dichter finden, wenn sie heute einen Einblick in das unermeßliche Weltall, in den Wandel der Gestirne und in den Gesang der Atome tun dürften!

Warum fehlt uns — außer vereinzelten Stimmen — eine solche, das gesamte kirchliche Leben durchdringende Dichtung? Weist uns dieses Fehlen nicht hin auf Lücken in unserer kirchlichen Frömmigkeit? Von dem gottinnigen Dichter, der die Frömmigkeit unserer Zeit zum vollen Ausdruck brächte, müßte doch in gleichem oder verstärktem Maße gelten, was Goethes Tasso in dem Worte ausspricht: „Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, was die Geschichte lehrt, das Leben gibt."

Solche erhabene innere Einheit wird dem wahrhaft großen Künstler nur dadurch zuteil, daß er in begnadigten Stunden einen Blick in die geheime Werkstatt Gottes tun darf. Aus dem Mittelalter klingt das wundersame, von Nikolaus von Cues geprägte Wort von der Coincidentia oppositorum (dem „Zusammenfallen" der Gegensätze) in Gott zu uns herüber. Was für uns kurzsichtige Menschen als Gegensatz erscheint, das ist für Gott eine höhere Einheit. Unserem Denken und Begreifen ist das Erfassen dieser Einheit zu hoch. Darum muß uns Gott in hohem Grade ein verborgener Gott bleiben. Könnten wir ihn ganz begreifen, dann wäre er für uns nicht mehr Gott. Wir beugen uns vor ihm und küssen in Demut sein Gewand.

Einer ist über die Erde gegangen, der Gott näher war als wir. Wenn ich aus der Beschäftigung mit gegenwärtiger Weltweisheit oder Theologie zu den alten Evangelien zurückkehre, so ist es mir, als ob ich aus einem umgrenzten Raum in die freie Gotteswelt hinausträte. Ueber die Wasser des Sees Genezareth, um den Berg der Seligkeiten, unter den düsteren Wolken von Gethsemane und Golgatha, auf dem hoffnungsvollen Oelberg umweht uns Luft aus der Ewigkeit. Hier ist nicht nur die paulinisch-augustinische Lehre von Sünde und Gnade, sondern etwas, was noch darüber steht. In der einzigartigen Person Jesu ist der Weltengott und der Erlösergott nicht mehr geschieden, sondern in ihm spiegelt sich die für uns unerreichbare Einheit wieder, die keine Gegensätze mehr kennt. —

Vor Jahren hielt der astronomische Forscher und Schriftsteller Bruno Bürgel im Künstlerhaus in Dresden einen Vortrag über „Weltentrümmer und Trümmerwelten". Bald vergaßen wir die Umgebung und waren im unendlichen Weltraum. Sterne wurden geboren, verdichteten sich bis zur Weißglut, alterten und starben; Kometen warfen ihren Lichtschleier bis in ungemessene Fernen; verlorene Sterntrümmer durchirrten heimatlos den unendlichen Raum oder enthüllten, wenn sie auf unserer Erde landeten, das Geheimnis der Familienähnlichkeit der Weltkörper. Durch die schlichte lebendige Rede des Vortragenden klang aber eine heimliche Melodie, ein Ahnen der ewigen Mächte, die das Weltall durchwalten.

Auf einem der Bilder, die auf der erleuchteten Leinwand erschienen, sahen wir die Magier aus dem Morgenlande, die dem Stern von Bethlehem entgegenreiten. Sie sollen uns ein Symbol für Naturgläubige sein, die, von einem inneren Drange getrieben, das Kind in der Krippe grüßen. Sie kehren wieder zu ihrem Naturdienst zurück, aber es bleibt in ihrer Seele etwas von dem erschauten Glanze. Wir aber, die wir von Kinderzeit her mit den Hirten an der Krippe gekniet haben, wir wollen nach solchem Heilandsdienst unter den Sternhimmel Gottes hinaustreten und den Vater, der uns

den „Sohn“ gesandt hat, auch in dem unermeßlichen Weltall wiederfinden, damit seine Größe zugleich mit seiner Liebe unser Herz durchdringt.

Zu solcher Verständigung und gegenseitigen Ergänzung einen Baustein beizutragen, ist das Ziel des Schreibers dieser Zeilen, der selbst mit seinem ganzen Wesen im Mutterboden seiner evangelischen Kirche wurzelt, der aber durch Versenkung in die moderne Naturfrömmigkeit eine ungeahnte Bereicherung seines inneren Lebens gewonnen hat und diese Bereicherung recht vielen seiner Glaubensgenossen von Herzen wünscht.

Dresden-Zschachwitz Johannes Naumann

Hases Kirchengeschichte hundert Jahre alt

Am 8. Mai jährte sich zum hundertsten Male der Tag — es war der Himmelfahrtstag 1834 —, an dem Karl Hase die Vorrede zu seiner „Kirchengeschichte, Lehrbuch für academische Vorlesungen“ abschloß. Wenn ich als Herausgeber der nachgelassenen Vorlesungen Hases besonderen Anlaß habe, dieses Tages dankbar zu gedenken, so wird dabei vor allem die Erinnerung wach an ein Geschehnis, das ich zu den schönsten und stolzesten Erlebnissen meiner Studienzeit rechnen darf. Es war am 22. Mai 1884, wiederum am Himmelfahrtstag, da überreichte eine Abordnung der Jenenser Theologiestudierenden dem alten Herrn in seinem Hause zum 50. Geburtstage seines berühmten Werkes eine in schwungvollem Humanistenlatein abgefaßte Adresse. Als Führer dieser Abordnung, die von D. Nippold, Hases Nachfolger auf dem kirchengeschichtlichen Lehrstuhl, geleitet wurde, nahm ich das Wort zu folgender Ansprache: [1])

Exzellenz!

Mit dem Gefühl reiner Bewunderung, tiefer Ehrfurcht und warmempfundenen Dankes treten wir heute vor Sie hin als Abgesandte der an der Jenenser Universität studierenden theologischen Jugend, insbesondere des Teiles derselben, der Ihren Vorträgen noch hat lauschen dürfen. Es ist uns im vorigen Sommer, als Sie zum letzten Male vom Katheder zu uns sprachen, nicht vergönnt gewesen, unseren Gefühlen den gebührenden Ausdruck zu geben; um so höher erhebt uns das Bewußtsein, bei einem Anlaß viel freudigerer Art das Versäumte nachholen zu dürfen und dadurch zugleich Ihnen den Beweis zu liefern, daß unsere theologische Jugend sich nach wie vor Ihnen als ihrem teuren, hochverehrten Lehrer ergeben fühlt, wenn auch nur das gedruckte Wort, nicht das gesprochene mehr zu uns klingt.

Und wirklich, ein Ereignis seltenster Art ist es, das gerade heute uns zu dieser Kundgebung veranlaßt. Heute, am Himmelfahrtstage, werden 50 Jahre verflossen sein, seit Sie zuerst das Buch in die Welt hinausgehen ließen, das ganz besonders Ihren Namen in die Reihe derer erhoben hat, auf die die theologische Wissenschaft, welches auch sonst ihre Differenzen sein mögen, stets mit gleichem, frohem Stolze hinblicken wird. Der gütige Gott hat Ihnen das seltene Glück zuteil werden lassen, daß Sie die Saaten, die Sie in reifer Jugend säeten, ein halbes Jahrhundert haben aufgehen und gedeihen sehen, in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische.

Exzellenz! Es kommt uns, der jüngsten Generation nicht zu, bei diesem Anlaß all die hohen Vorzüge hervorzuheben, die Ihre Kirchengeschichte zu dem gemacht haben, was sie ist: zu dem Buche, aus welchem ein Jeder, mag er nun als Student die ersten Anfangsgründe seiner Wissenschaft lernbegierig in sich aufzunehmen trachten, mag er als gereifter Mann und selbst schon tätig mitwirkend an den hohen, ernsten Aufgaben der Geschichtsschreibung, oder im Amte vielbeschäftigt in seinen Mußestunden zu demselben zurückkehren, immer neue Belehrung, immer schönere Freuden und Genüsse schöpfen wird.

Wir haben es erst vor kurzem wieder betonen hören, wie eine streng wissenschaftliche, auf genauester Beobachtung selbst der geringsten Tatsachen gegründete Methode, verbunden mit hohem Idealismus, wo es gilt, die bei der Betrachtung des Ganzen leitenden Gesichtspunkte zusammenzuschauen, auch in der Religions- und Kirchengeschichte die notwendige Grundlage aller wahrhaften Forschung sein muß. Und an derselben Stelle ist darauf hingewiesen worden, wie gerade Sie einer der Ersten gewesen sind, die dieser Methode wahrhafter Geschichtsbetrachtung Bahn gebrochen haben. Und einer anderen, der wichtigsten Seite echt religiöser Würdigung der Kirchengeschichte, haben Sie selbst gedacht in der Vorrede, die Sie vor nunmehr 50 Jahren niederschrieben: „Nicht das Erbauliche war es, was ich aufsuchte, sondern immer nur das Religiös-Charakteristische. Eine solche Darstellung wird im großen und ganzen wohl auch etwas Auferbauendes haben, und es ist mir dabei zumute gewesen, als wenn ich die Geschichte des göttlichen Reiches auf Erden schriebe.“ Dem Religions- und Kirchenhistoriker muß, wenn anders er nicht den wahren Gehalt seiner Wissenschaft verschütten will, jener echt poetisch-religiöse Glaube bleiben, der allein ihn in den Stand setzt, religiöse Charaktere voll und ganz nachempfinden zu können; und das Verständnis des Religiös-Charakteristischen wird immer die Hauptaufgabe und der Kern aller Kirchengeschichtsschreibung bleiben.

Exzellenz! Es wird in diesem Jahre gleichfalls ein halbes Jahrhundert vergangen sein, seit Leopold von Rankes Römische Päpste erschienen, das herrliche Buch, das den Ruhm seines Verfassers gleichfalls auf alle Zeiten begründet hat. Daß Rankes Geschichtsschreibung auf dem Gebiet der profanen und allgemeinen Weltgeschichte von denselben Gesichtspunkten ausgeht wie die Ihrige auf kirchengeschichtlichem, das bedarf nicht der Erwähnung. Noch vor wenigen Jahren hat er selbst diese Gesichtspunkte in den folgenden Worten zusammengefaßt: „Nur kritisch erforschte Geschichte kann als Geschichte gelten; eben darin aber besteht die Hauptaufgabe der welthistorischen Wissenschaft, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, der alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen.“ Jetzt wieder blickt alle Welt staunend und bewundernd empor an dem hohen Monument, das Ranke geschaffen hat und an dem er mit Gottes Hilfe noch lange weiterbauen möge; und da mag es auch verstattet sein, unserm innigst gehegten Wunsche Ausdruck zu verleihen, daß die Worte sich noch einmal im weitesten Sinne bewahrheiten möchten, mit denen Sie selbst die neue Auflage Ihrer Kirchengeschichte eröffneten: „Wenigen ist es so wohl geworden, ein schon in reifer Jugend unternommenes Schriftwerk ein langes Leben hindurch in der Art mehrmals erneuern zu dürfen, daß die Marmorstatue vor jeder neuen Veröffentlichung wieder zum Tongebilde wird, das jeden frischen Eindruck leicht aufnimmt.“

An diese Worte, Exzellenz, knüpfen sich unsere schönsten Hoffnungen für die Zukunft!

Was ich als junger Mensch zum Ruhm des Buches und seines Verfassers gesagt habe, kann ich als alter Mann noch unterschreiben. Es hieße Eulen nach Athen tragen, was, wie man weiß, ein überflüssiges Geschäft ist, wollte ich hier viel weitere Worte machen. Noch heute wird Jeder, dem der Stoff einigermaßen vertraut ist, nicht ohne Belehrung, sicher aber mit großem Genuß dem geistvollen Führer durch die weiten Gefilde einer Geschichte von Jahrtausenden folgen. Unnötig andererseits der Hinweis, daß wir in dem halben Jahrhundert, das seit der letzten Ausgabe des Buches durch den Verfasser ins Land gegangen ist,[2]) nicht nur viel zugelernt haben, sondern den Geschichtsverlauf auch mit anderen Augen ansehen, als es Hase tat. Wie immer das sein mag, für alle Zeiten wird der Name Hases als einer der großen Meister am Bau unserer schönen Wissenschaft weiterleben.

Gießen Gustav Krüger

[1]) Wörtlich nach dem Abdruck in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ vom 11. Juni 1884.

Volksformung und kirchliche Erneuerung bei Grundtvig

Grundtvig. Von D. Edvard Lehmann, weiland Professor in Lund. Aus dem Dänischen übersetzt von Andreas Öster, Pfarrer in Houlbjerg. Mit einer biographischen Einleitung von Bischof Dr. theol. Valdemar Ammundsen, einem Bildnis und Faksimile. Tübingen, Mohr 1932. 72 und 280 S. 7,20 M., geb. 9,60 M.

1. Edvard Lehmanns Grundtvig-Werk

Grundtvigs Kirchenlieddichtung

In einem Aufsatz in der „Christlichen Welt“ (1932, Nr. 2) habe ich auf zwei Erfordernisse für die künftige deutsche Auseinandersetzung mit dem großen dänischen Volkserzieher und Reformator Grundtvig hingewiesen: erstens eine Auswertung der deutschen Grundtvig-Ausgabe, die uns durch den Opfersinn von Eugen Diederichs geschenkt worden ist und uns endlich an die Quellen für die Grundtvigsche Volksbildung

[2]) 11. Auflage 1886. Diese Auflage ist längst vergriffen. Als Ersatz dient die 12. Auflage 1900, die ich als „Volksausgabe“ ohne das gelehrte Beiwerk der Anmerkungen gestaltet habe.

und Volkstumsforschung heranführte; und zweitens eine Erschließung der Teile von Grundtvigs Lebenswerk, die in der Diederichsschen Ausgabe übergangen wird, nämlich seiner religiösen Kämpfe und Einsichten. Das Werk, das heute anzuzeigen ist, wird der zweiten dieser Forderungen in schöner Weise gerecht. Zwar nicht ein Ergebnis deutscher Forschung — Umfang und sprachliche Schwierigkeiten der Schriften scheinen die deutschen Gelehrten nach wie vor vom Fragenkreis um Grundtvig zurückzuschrecken, seit der glänzenden Leistung des damals 22jährigen Wartenweiler von 1913. Dafür erhalten wir ein Meisterstück von Uebersetzung; und namentlich ist hervorzuheben, wie Oester die zahlreichen Proben aus Grundtvigs religiöser Lyrik übertragen hat. Damit bildet das neue Buch zugleich eine ganz wesentliche Ergänzung der deutschen Grundtvig-Ausgabe, in der ja leider nur sehr wenig von Grundtvigs Dichtungen enthalten ist, übertragen von Christian Tränkner. Selbst das für jede Grundtvig-Kenntnis unentbehrliche Einleitungsgedicht zur „Mythologie des Nordens" (1832) fehlt in dem „Volkheit"-Band der deutschen Auswahl, mit seinem vielzitierten Bekenntnis: „Freiheit im Norden sei nach wie vor — Freiheit für Loki, Freiheit für Thor!" Und leider fehlt es nun auch hier, weil seine Wiederholung in dem dänischen Buch eben ganz überflüssig gewesen wäre. Aber noch einmal: Grundtvigs Kirchenlieddichtung — und nicht minder seine weltliche Lyrik — sind von Oester in wesentlichen Stücken und in glänzender Nachdichtung für uns gewonnen. Das hat nicht nur literarische Bedeutung. Wenn man in Dänemark fragt, was die besten Quellen für die Grundtvig-Kenntnis sind, wird man nie zuerst auf die umfangreichen und eigenwilligen Prosaschriften verwiesen, sondern auf die Lieder, namentlich wie sie im „Sangbok" der dänischen Volkshochschule enthalten sind, oder in seinem eigenen „Sangværk" (1837), das Lehmann „eine der merkwürdigsten Großtaten innerhalb der Geschichte der christlichen Kirchenlieddichtung" nennt (S. 197). Um sie zu verstehen, muß man wissen, daß in Grundtvigs Leben immer Zeiten außerordentlicher Kraftsteigerung und Produktivität mit solchen völliger, krankhafter Ermattung abgewechselt haben. „Mit der gleichen verwunderlichen Herrschaft über Zeit und Kraft, die er früher gezeigt hatte", erlebte er einen „noch verwunderlicheren ungestört fließenden Strom von Inspiration". „Als er im Sommer 1855 das Manuskript zum zweiten Teil seiner Weltgeschichte abgeschlossen hatte, mietete er sich in einem kleinen strohgedeckten Hause am Strandvej bei Klampenborg ein ... Ehe zwei Jahre vergangen waren, konnte er das ‚Sangværk til den danske Kirke' vorlegen, das im September 1837 herauskam und das 400 Kirchenlieder enthielt, im ganzen über 700 Druckseiten." Und auch dies ist nur ein Fünftel von Grundtvigs „Psalmen und geistlichen Liedern" — für Grundtvig, neben der Ablösung der Schrifterklärung durch die Sakramentsfeier, das wesentliche Mittel, aus der Predigtkirche der Theologen eine Kirche des Volks zu machen. Und so hat auch Lehmann im umfangreichsten Kapitel seines Buches ein Bild von Grundtvigs religiöser Weltanschauung nach diesen Quellen gezeichnet: „Im Licht dieser reinen Dichtung werden wir seine kirchliche Lebensanschauung sich mit einem ganz anderen Recht und mit einer anderen Macht erheben sehen als auf dem Grunde seiner gebrechlichen Theorien" (S. 195).

Aus der großen dänischen Grundtvig-Literatur hat man die Studie Lehmanns für die Uebertragung ins Deutsche gewählt. Aber man hat selber gefühlt, daß diese zuviel voraussetzt; sie ist mehr analytischer Essay als darstellende Biographie, und so hat denn der dänische Bischof Ammundsen eine „biographische Einleitung" vorausgeschickt. Auch diese ist aber mehr als ihr Titel vermuten läßt. Vielmehr nimmt auch Ammundsen zu den verschiedenen Grundtvig-Problemen auf seine Weise Stellung — und so gewinnt die ganze Publikation den besonderen Reiz, daß wir einen Einblick in die internen Auseinandersetzungen der Grundtvigleute erhalten. Wir kommen darauf noch gelegentlich zurück.

Die Arbeit von Edvard Lehmann ist zugleich eine religionspsychologische und eine problem- und ideengeschichtliche Studie. Ich möchte nicht unterschätzen, was in der Deutung von Grundtvigs religiösen Krisen und Bekehrungen geleistet ist, unter verständiger Darlegung auch der psychiatrischen Probleme, um die man bei Grundtvig nicht herumkommt. Aber angesichts des Einflusses, den Grundtvig in den letzten Jahrzehnten auf die christlich-nationale Volksbildung in Deutschland genommen hat, und gerade weil es mir zweifelhaft ist, ob man dabei immer den wirklichen Grundtvig meint, und ob es nicht an der Zeit ist, von einem falsch verstandenen, legendären, an einen richtig zu verstehenden Grundtvig zu appellieren, scheint mir die Würdigung von Grundtvigs Gedanken, die wir durch Lehmann erhalten, heute von vordringlicher Bedeutung. Ich vermute, daß nicht nur ich Anlaß habe, manches anders, und das meiste tiefer sehen zu lernen.

2. Die Persönlichkeit

Denn die Frage, die uns in erster Linie bei Grundtvig beschäftigt, ist doch die: Was war das für eine christliche Botschaft, die mitten im 19. Jahrhundert fähig war, ein europäisches Volk zu wecken, zu formen, ihm Kraft zu wirtschaftlicher und staatlicher Eigenart und Selbsttätigkeit zu geben? Daß es das Werk eines außerordentlichen Mannes war, darüber sind sich alle Zeugen einig. Lehmann bringt Zeugnisse von Freunden und Gegnern bei; allen voran steht Björnson; in einem der beiden Lieder, die er bei Grundtvigs Tod gedichtet hat, steht der Vers: „Sein Tag war von allen der größte im Nord." Bischof Ammundsen beginnt sein Lebensbild mit der Feststellung: „Bei Grundtvig ist alles von erstaunlichen Dimensionen." In allen Urteilen kehrt kein Wort so häufig wieder wie „Prophet", und „Der Prophet" überschreibt auch Lehmann das letzte Kapitel seines Buches:

> Wollte man zwischen großen und kleinen Propheten scheiden, so wären die großen die, die sich nicht mit der Inspiration an sich begnügen können, ... sondern sich mit klarem Bewußtsein in den Dienst einer großen Sache stellen. Bei ihnen wird das Schauen der Intuition ein Ueberschauen des Strebens der Menschen und des Ganges der Zeiten ... Sie deuten die Zeichen der Zeit und verkünden den Ratschluß der Gottheit; sie fällen das Urteil der Gottheit und geloben ihre Gelübde ... Diese Männer reden historisch: von der Größe der Väter und der Entartung der Kirchen, daß diese der Vergangenheit gedenken und die Zukunft bedenken ... Sie bezeugen das Heil als das Letzte, daß selbst, wo es über die Kraft des Menschen hinausgeht, der Herr sich seiner Getreuen annimmt.

Dabei ist ihm nichts verschlossener als dialektisches Denken; mit Fichte, dem er viel verdankt und in vielem verwandt ist, nur daß seiner Sonderart eben doch die viel weitere Wirkung zuteil wurde, hat er auch das Lieblingswort „sonnenklar" gemein, wodurch er seine Thesen als weiterer Beweise überhoben betrachtet. Um so mehr Mühe und Raum hat er der historischen Begründung seiner Lehre gewidmet. Aber mit seinen geschichtlichen Nachweisen, ob sie nun dem Apostolikum oder der Taufe oder der Eigenart altnordischen Glaubens galten, ist man seither schonungslos ins Gericht gegangen. Auch Lehmann, der doch immer wieder sein bewundernder Schriftmacher ist, stellt fest:

> In der Sprache der Religionsgeschichte redet man von ätiologischen Legenden, Legenden, die die Entstehung einer Sitte oder Lehre erklären und sie autorisieren sollen. In diese ätiologische Sphäre gehört Grundtvigs „Entdeckung" ...

Aber man darf auch hierbei nicht, von einem historisch-kritischen Standpunkt aus, das Negative betonen. Gerade in seiner andern Art „Geschichte" hat er selbst seine Bedeutung gesehen, und jedenfalls steckt hier das Geheimnis seines Wirkens. Als Mythologe und Darsteller der Weltgeschichte ist er bewußt „Skalde", betreibt eine „spekulative Mythologie", eine rückblickende Prophetie, seine Botschaft ist „poetisch-historisch".

3. Die Lehre

Aus solchem Holz also war der Mann geschnitzt, von dem so einzigartige Wirkungen ausgingen. Und nun der Inhalt seiner Botschaft? Ich halte es für einen besonders wichtigen Ertrag der neuen Veröffentlichung, daß wir erst jetzt die Einheit der Grundtvigbewegung wirklich begreifen lernen. Das moderne Dänemark mit seiner hochstehenden Landwirtschaft, seinen Genossenschaften, der nationalen Wucht seines

Grenzkampfes, begreifen wir nun erst als das Kind einer neuen Reformation.

Aber gerade weil wir in dieser Reformation Ausgangspunkt und Kern seiner Erneuerung erkennen, ist es nötig, von vornherein die Stellung zu sehen, die er der Kirche und dem Christentum — beide fallen für ihn, wie sich bald erweisen wird, fast ganz zusammen — gegenüber dem Staat und der Schule einräumt. Da ist nun festzustellen: wenn irgendwo das Wort „Dreigliederung" am Platz ist, so hier. Staat, Kirche und Schule sind selbständige Mächte. Keines darf das andere einschränken wollen; aber auch keines verliert durch diese Abgrenzung von seiner besonderen Bedeutung. Auch der Staat nicht, dem in Grundtvigs Geschichtsphilosophie, d. h. in der Deutung der Diesseitswelt, die erste Rolle zufällt. In seiner „Weltgeschichte" heißt es:

Was ist die treibende Kraft dieser ganzen Entwicklung? Ist es die Kirche, wie die Papisten wollen? Ist es die Schule, wie die Gelehrten sagen? Nein, es ist die bürgerliche Gemeinschaft selber (der Staat). Von der Schule aufgeklärt, von der Kirche freigemacht, bewegt diese bürgerliche Gemeinschaft sich auf den Grenzen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, der Grenze der Hand und der des Geistes, und darum ist sie der eigentliche Gegenstand der Universalgeschichte. *Aber auch nur in dieser Dreiheit ist der echte Staat zu finden*, der immer die wahre Kirche und die rechte Schule *an seiner Seite* haben und ständig ihre wohltuende Wirkung spüren wird.

Nach beiden Seiten hin wahrt Grundtvig auch der Schule ihre Unabhängigkeit. Zunächst ein Wort zum Verhältnis von Schule und Staat. Wenn wir die beiden Ausdrücke, die in Deutschland für die Möglichkeiten nationaler Erziehung geprägt worden sind, auf Grundtvigs Schulprogramm anwenden wollen, so müssen wir sagen: es ist volksorganisch, nicht nationalpolitisch. Er denkt nicht daran — und die Lage in Dänemark war, wie wir noch zeigen werden, so, daß er nicht daran zu denken brauchte — daß seine Schule für den Staat zu wirken brauchte. Aber auch nicht für die Kräftigung des nationalen Gedankens, der bei Grundtvig auch weder an den Staat, noch an eine Staatsform gebunden erscheint. Das Verhältnis kehrt sich geradezu um: die Schule hat die Aufgabe, zu einem wahrhaftigen und tüchtigen Menschenleben zu erziehen; aber diese Aufgabe kann sie nur erfüllen, wenn sie national ist. Das bedeutet zweierlei. Sie muß erstens dem Menschen sein Leben *bewußt machen*, es ihm „aufklären"; das geschieht „historisch", durch die Weisheit der Vorfahren in den Sprichwörtern und den Mythen mit ihrer „Sinnbildersprache", und durch die Geschichte, in der besonderen Form, die Grundtvig ihr gegeben hat. Lehmann nennt seine Weltgeschichte „eine Saga, das Geschlechtsbuch Europas, die Stammsaga unserer Völkerwelt". Wohlgemerkt: Stammsaga. Als „handelnde Personen" treten die Volksstämme auf; die Völkerwanderung wird der gewichtigste Abschnitt; zumal auch deshalb, weil es jetzt die Völker des Nordens sind, die in die Geschichte eingreifen.

Die zweite Aufgabe der Schule ist die *Weckung* und Verlebendigung des Menschen. Geweckt werden soll die eigentliche Natur des Menschen, und die ist Geist; der menschliche Geist ist das große Wunder der Schöpfung; und nicht minder wunderbar ist das Werkzeug, das sich der Menschengeist in der *Sprache* schuf. Aber nur die lebendige, gesprochene Sprache, nicht tote Literatursprache; die eigne Sprache, nicht fremde. So wird die dänische Nationalschule zur „Schule des Lebens", die humanistische, und ebenso die damals neue Realschule, werden „Schulen des Todes". Grundtvig hat eine wahre Mystik des „lebendigen Wortes" aufgestellt. Sehen wir davon ab, so findet seine Sprachpflege als Nationalerziehung und Menschenbildung ihr bestes Gegenstück bei Rudolf Hildebrand.

Aber in diesem ganzen Schulprogramm findet sich nichts von Christenlehre; der Kirchenreformator gründet weltliche Schulen! Er tut es bewußt, weil seiner Ueberzeugung nach Menschliches und Christliches zwei autonome Provinzen sind, deren Zusammengehörigkeit sich doch anderseits so sehr von selbst versteht, daß sich alle besonderen Maßnahmen zu diesem Zweck erübrigen.

Dabei geht das Menschliche dem Christlichen voran. Lehmann meint, Schleiermacher würde formuliert haben: das Christentum als die *Blüte* der Humanität, was Grundtvig in einem Lied singt:

Erst heißt es Mensch sein, dann erst Christ.
Denn so nur wird es geraten ...
Strebe denn jeder in der Zeit,
Daß *wahr* als Mensch er lebe.
Oeffne sein Ohr der *Wahrheit* weit,
Und Gott die Ehre gebe.
Ist Christentum der Wahrheit Sach,
So wird, wenn er's nicht heut vermag,
Ein Christ er wohl noch morgen.

Das bedeutete praktisch: die Kirche kann ihre Arbeit nur dann tun, wenn zuvor die Schule ihre Arbeit getan hat. Diese Arbeit der Schule aber ist diesseitig, weltlich, Erhellung des ganzen Menschenlebens, in voller Freiheit und im Dienste der Wahrheit, keine gelehrte Wissensverbreitung, sondern geistige und seelische Nahrung für den Arbeitsmenschen. Wie es Grundtvig gemeint hat, daß das Menschliche im Christlichen seine Vollendung erfahre, darüber gehen die Meinungen seiner Nachfolger auseinander; auch Ammundsen (S. 69) widerspricht der Deutung Lehmanns (S. 257). Der Erstere legt mehr Gewicht auf die Aeußerungen, in denen Grundtvig in dem großen Kampf zwischen Leben und Tod, zwischen Licht und Finsternis — jenem Kampf, von dem schon die ganze nordische Mythologie erzählt — die Entscheidung nicht aus rein menschlichen Kräften kommen läßt, sondern „durch die Heldentat Christi, vermittelt in den Sakramenten". Lehmann rückt mehr den Satz in den Vordergrund, daß

das Menschliche und das Christliche nicht entgegengesetzte Größen sind, so daß das eine unterdrückt werden müßte, wo das andere gedeihen sollte ..., daß das Menschliche das natürliche Erdreich sei, in dem das Christliche — nicht weniger natürlich — wachsen sollte.

Aber nachdem Grundtvig Christentum und Kirche so entschieden von allem losgelöst, ihnen auch die möglichen Herrschaftsansprüche genommen hat, gibt er der Kirche eine um so größere Bedeutung. Der Kirche; denn man kann sagen: Christentum und Kirche sind für ihn identisch. Die Uebersetzung von Luthers „Ein feste Burg" beginnt in Grundtvigs „Sangværk": „Die Kirche, unsre feste Burg, Steht hoch auf Zion prächtig ..."

Wenn wir nun versuchen, diese Grundtvigsche Kirche zu beschreiben, so müssen wir sogleich am Eingang hervorheben, daß sie, von außen gesehen, voller Gegensätze erscheint. Drei Gegensatzpaare scheinen mir bedeutsam: sie ist orthodox und doch frei; sie ist Laienkirche und doch Kirche der geistigen Menschen; sie ist Nationalkirche und doch nicht Staatskirche. Gerade in der Vereinigung all dieser Elemente zu einem lebendigen Ganzen liegt wohl die große kirchenpolitische Leistung Grundtvigs und der Wert seiner reformatorischen Gedanken. Ein großes Verdienst von Lehmanns Buch sehe ich darin, daß er überall nachweist: Nationalismus und Romantik, Rousseau und Schelling, Liberales und Konservatives, Urchristliches und Nordisches fließen zusammen. Grundtvig erscheint durchaus — was Rudolf Hildebrand von Goethe gesagt hat — als der „große Nehmer", aber es scheint, daß aus solchem Nehmen, wenn es schöpferische Zusammenschau ist, die wirklichen Volksbildner entstehen.

Kern und Grundlage von Grundtvigs Persönlichkeit und Werk bildet das *orthodoxe* Element. Seit seiner ersten „Bekehrung" vom christlichen Nationalismus zum unerbittlichen Biblizismus hatte Grundtvig einen leidenschaftlichen Kampf — der ihm die Amtsentsetzung einbrachte — gegen kirchliche Lauheit und dogmatische Kompromisse geführt. Wo sind die Merkmale, an denen man sich unbedingt orientieren kann, um zu wissen, wer Christ ist und wer nicht, von wem die Verheißungen gelten? Das war das Anliegen des Verzweifelnden gewesen.

Nicht das Ziel: klare Abgrenzung der christlichen Gemeinschaft, sondern nur die Merkmale ändern sich durch seine große „Entdeckung", die er dem Studium des Irenäus zu verdanken glaubte. Wir geben sie mit seinen eigenen Worten (1826/27 in der „Theologischen Monatsschrift", die damals auch in Deutschland Widerhall fand):

Früher habe ich mit den Schriftgelehrten unserer Väter angenommen, daß man die christliche Echtheit des Glaubens, den wir bei der Taufe bekennen, am besten mit der Heiligen Schrift und aus der geschriebenen Geschichte der christlichen Kirche beweisen könne ... Aber diese meine Gedanken habe ich vollständig gewandelt. Es traf mich nämlich wie ein Blitz, daß, wenn wir die Bibel und andere alte Bücher als Zeugen anrufen für die echte Christlichkeit des Glaubens unserer Väter, der in unseren Tagen hart angefochten worden ist, selbst von Vielen, die sich christliche Bischöfe, Pastoren und Professoren genannt haben, wir uns auf etwas berufen, was wir selber nicht wirklich kennen, und was alle unstudierten Christen nur in einer Uebersetzung lesen können und zum Teil gar nicht kennen. Hier scheint guter Rat teuer zu sein und ist doch bei der Hand, sobald wir uns erinnern, daß das Glaubensbekenntnis bei der Taufe (das nach Grundtvigs historischer „Entdeckung" immer bei der Taufe gesprochen und in ununterbrochener mündlicher, nicht literarischer Tradition beibehalten worden war) ein vollgültiges Zeugnis dafür ist, was alle die glauben sollen, die Christen sein wollen, so daß, wer den Glauben verleugnet oder in mindester Weise verwirft, den nicht nur Lutheraner, sondern auch die Katholiken bekennen, offenbar kein Christ ist, es sei denn, daß der christliche Glaube seit den ältesten Zeiten in der Kirche verfälscht worden ist (d. h. daß Grundtvigs These von der lebendigen, mündlichen Tradition falsch sei); und da mag er zusehen, wie er es beweise.

Dieses Glaubensbekenntnis lehrt uns, wie die Schrift christlich verstanden werden soll, und lehrt uns gleichzeitig, zwischen dem christlichen Glauben, den wir mit allen denen gemein haben, die vor uns Christen gewesen sind und nach uns sein werden, und unserer eigenen Erkenntnis zu scheiden. Halten wir an dem Glaubenswort fest, das des Geistes lebende Stimme ist, wonach der Buchstabe der Schrift ausgedeutet werden soll, so können wir auch erst mit Glück den Glauben gegen seine Feinde verteidigen und bei den Zweifelnden bestärken ... (S. 174 f.)

Es wäre reizvoll, diese Sätze Wort für Wort zu erläutern und darauf ein Bild der Grundtvig-Kirche zu errichten. Ich begnüge mich mit einigen Hinweisen. Grundtvig ersetzte die Autorität der Schrift durch eine andere Autorität, die des Apostolikums. Sie hatte, außer der größeren und für ihn endgültigen Sicherheit, noch einen zweiten Vorteil: sie war nicht mehr Sache der Theologen, wie die Schriftauslegung, sondern der Laien. Und ein Weiteres folgt aus der Tatsache, daß das Apostolikum von Uranfang an mit der Taufe verbunden gewesen sein sollte (wobei immer zu bedenken bleibt, daß die Dinge für Grundtvig nicht auseinander „folgen", sondern daß „blitzartig" die verschiedenen Elemente als ein Ganzes vor ihm stehen): seine Kirche bekam die wesentliche Eigenschaft einer Laienkirche, sie wurde Sakramentskirche.

Der schöne Gedanke, daß alle, selbst die Einfältigsten, sich in den Sakramenten vereinigen können, und daß aller Streit verschwindet, wo sie — wie es von der ältesten Gemeinde heißt — „mit Freuden und Einfalt des Herzens" verwaltet werden, wird in Grundtvigs Kirchensprache treffend mit dem Ausdruck wiedergegeben: „sich in das Chor zurückziehen, also zum Altar und von der Kanzel, von dem Podium der Lehrstreitigkeiten und der kirchlichen Spaltung weg ... Es ist ein bewußtes Zurückkehren von dem Intellektualismus des Protestantismus zu den Mysterien der alten Kirche ... (S. 187.)

Lehmann formuliert es am Schluß drastisch:

Grundtvig greift zu den Gnadenmitteln, die für jedermann, selbst für den Geringsten, zugänglich sind. Verstehen sie es nicht, ein Buch zu lesen, was die wenigsten taten, und schlafen sie während der Predigt ein, nun, in Gottes Namen, laßt sie schlafen. Aber lehrt sie singen, dann wachen sie schon auf! Und gehen sie zum Tisch des Herrn, bringen sie ihre Kinder zur Taufe, so kommt wohl alles von selbst: Blühen und Gedeihen, steigendes Leben näher zu dir! (S. 158.)

Diese Laienkirche war von zwei Gefahren bedroht: starrer Orthodoxie und unkritischer Flachheit. Sie ist vor ihnen dadurch bewahrt worden, daß sie zwei weitere Elemente enthält: Geistigkeit und Freiheit, und diese geben dann auch dem letzten, dem Nationalen, ihr besonderes Gepräge. Wir müssen uns auch hier mit Andeutungen begnügen.

Die Lehre von der Herrlichkeit des Menschengeistes, dem Wort und der Rede als dem Ausdruck der natürlichen Hoheit des Menschen, des Geistes als des letzthin Gestaltenden im Leben führte dieser Bewegung auch die geistigen Menschen zu. Das bezeugt der Dogmatiker Martensen (1808 bis 1884), der sonst durchaus kein Parteigänger Grundtvigs war:

Von all dem bei Grundtvig, was Einfluß auf mich bekam, will ich doch besonders eines hervorheben, das ich mir ganz habe aneignen können, das bis auf den heutigen Tag in mir lebt ...: seine Auffassung von Geist und Wort, reine Auffassung vom Geist und von der Welt des Geistes als dem einzig Wirklichen ...: — und das Wort der Kraft, wenn es sich lebendig äußert, als die höchste unter allen Mächten des Lebens (S. 250).

Aber auch hierbei ist von außerordentlicher Bedeutung, daß Martensen fortfährt:

Das gab er mir nicht als einen Lehrsatz, sondern als eine lebendige Kraft in Geist und Licht, in der Ueberzeugung aus Geist und Kraft, daß darüber nicht die mindeste Ungewißheit sein könne.

Aehnlich unmittelbar gewiß, nicht aus dem Wesen von Geist und Wort abgeleitet, wenn auch der Zusammenhang schon seinen Schülern selbstverständlich war, ist die Lehre von der Freiheit. Einer seiner Freunde, C. G. Brandt, hat seine Grundgedanken so zusammengefaßt: „1. Geist ist Macht. 2. Der Geist wirkt durch das Wort. 3. Der Geist wirkt nur in Freiheit." Die einzelnen Formulierungen von Grundtvigs Freiheitsforderung hat Lehmann teils auf Fichte, teils auf Schelling zurückgeführt, wie denn überhaupt Grundtvig aufs stärkste im deutschen Idealismus verwurzelt scheint. „Zwang führt zu der Hölle Stufen", heißt es in einem seiner Lieder; „Freiheit folgt der Wahrheit Geist." „Darum kann er — in dem eingangs zitierten Lied — Freiheit für Loki, Freiheit für Thor geben, denn er ist ganz sicher, daß Thor schon mit Loki fertig werden wird" (S. 244). Das bedeutet freilich Kampf; aber Kampf zwischen Leben und Tod, Geist und Ungeist, ist gerade der Inhalt des Lebens wie der Geschichte, ist die Wirklichkeit, die nicht verfälscht werden darf. Diesen Kampf dem Menschen zu ersparen, wäre Sünde an seinem Wesen wie an seinem wirklichen Heil. Seine eigenen Worte sind:

Unsere freigeborenen, hochgemuten Stammväter fühlten es tief, daß das Leben die erste Bedingung dessen ist, was lebendige Völker Frieden und Ruhe nennen können, und daß die zweite Bedingung die freie Entwicklung der Kräfte bei allen denen ist, die sich den Göttern verwandt fühlen, und die, von einer höheren Lebenswärme durchglüht als die Tiere, einen anderen Tätigkeitsdrang kennen als Biene und Biber ... (S. 153.)

In dieser Deutung des Menschenlebens treffen sich die nordischen Mythen und das Christentum; in der Sinngebung dieses Kampfes und in der Gewähr des Sieges bedeutet das Christentum Erfüllung und Vergeistigung des nordischen Volkstums.

Das leitet uns zu dem letzten Charakteristikum der Grundtvigschen Kirche: sie wird Nationalkirche. Wenn durch das Christliche das Menschliche ergänzt, fortgesetzt und erfüllt werden soll, das Menschliche aber sein Bestes, seinen Geist in nationaler Prägung besitzt, wie könnte dann auch das Christliche anders in Erscheinung treten? Für Dänemark und die andern skandinavischen Völker freilich in einem besondern Sinn, den Grundtvig mit demselben Pathos betont, mit dem Fichte behauptet: einzig und allein Deutschland konnte mit Pestalozzis Menschenbildung Ernst machen; erst Deutschland konnte in Luther das echte Christentum, im Humanismus die echte Antike wiederentdecken. Nicht anders gehören für Grundtvig echtes Dänentum und echtes Christentum zusammen.

*

Eine Buchanzeige kann das Bild einer so außerordentlichen geschichtlichen Wirklichkeit, wie es diese Bewegung ist, nicht erschöpfend nachzeichnen. Auch das angezeigte Buch weist überall über sich hinaus. Aber zweierlei wird doch deutlich. Erstens: eine einfache Herübernahme ist ebenso unmöglich wie beim Quäkertum. Alle Behauptungen einzelner deutscher Gruppen, den echten Grundtvig zu haben, müssen in die Irre führen. In Grundtvigs Lehre liegt nicht nur, bei all seiner Genialität, die Synthese der besonderen Geistesinhalte seiner Zeit, sondern auch ein Stück dänischer Geschichte. Grundtvig hat am Ausgang seiner Mannesjahre einem Kreis jüngerer Menschen erzählt, was er selber an dänischer und Weltgeschichte miterlebt hatte. (Deutsche Grundtvig-Ausgabe Bd. II, S. 271 ff.) In einer dieser Vorlesungen setzt er auseinander, wie sehr ihr Dänemark ein glückliches Land zu heißen verdiene. Ein Land ohne soziale und politische Revolutionen, das reibungslos seinen Bauernstand erhalten und frei machen konnte; dessen Könige auch der demokrati-

schen Entwicklung zur rechten Stunde die Tore öffneten. So war unendlich viel da, was andere Reformer erst anstreben mußten. Diese Dinge also setzt Grundtvig in seiner Arbeit immer voraus, ergänzt sie, vergeistigt sie. All das ist schon damals in Deutschland ganz anders gewesen, und heute ist es erst recht anders. Wozu uns Grundtvig und seine neue wissenschaftliche Darstellung helfen können, ist deshalb etwas anderes.

Wir blicken durch ein einmaliges geschichtliches Ereignis in das verschlungene Gewebe einer zugleich weltlichen und geistlichen Volksbildung als Volkbildung. Wir erleben, was damit gefordert wird, welche außerordentlichen menschlichen Bedingungen, Genialität nicht nur als synthetisches Vermögen, sondern mit dem erschreckenden Beitrag des Dämonischen; welchen Umfang das Werk selber hatte; nicht ein ausdenkbares Symbol, sondern Wagnis der Botschaft. Manche sind in Deutschland der Grundtvigschen Art verwandt gewesen: Fichte, Arndt, Lagarde, Langbehn. Warum keiner von ihnen ähnliches hat schaffen können, das uns zu vergegenwärtigen, ist die bleibende Aufgabe unseres Grundtvigstudiums.

Heidelberg Reinhard Buchwald

Zur Rassenfrage

1

Die Rassenfrage gehört, wie bekannt, heute und wahrscheinlich auf lange hin zu den brennendsten, und das Bedürfnis nach ausreichender Orientierung ist sehr allgemein. Das führende wissenschaftliche Lehrbuch dafür ist die „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" von Baur, Fischer, Lenz das (in 4. Auflage) im Erscheinen begriffen ist. Auch Prof. W. Scheidt, Hamburg, hat ein wissenschaftliches Rassenwerk veröffentlicht, und es wäre wohl zweckmäßig, nach dem vollständigen Neuerscheinen des Baur-Fischer-Lenz, beide Werke, in denen ohne Zweifel das gesicherte Wissen der Gegenwart zusammengefaßt sein wird, hier zu besprechen. Für biologisch wenig geschulte Leser wird es allerdings empfehlenswert sein, sich zunächst auf anderem Wege den Stoff näher zu bringen. Die beste mir bekannt gewordene und vermutlich überhaupt beste Orientierung über das Grundproblem bietet für akademisch Gebildete Eugen Fischers (des derzeitigen Berliner Rektors) Rede[1]) „Der Begriff des völkischen Staates, biologisch betrachtet", die dem von aller gemeinen Realität losgelösten Nationalstaat Fichtes ihre, die Einheit und Blutsverwandtschaft des ganzen Volkes betonende biologische bzw. völkische Staatsidee wirkungsvoll entgegenstellt und deren ungeheuren Ernst dieser Auffassung hervorhebt, von deren Erkenntnis oder Nichtbeachtung Blüte oder Untergang der Völker und der Staaten abhängen. Einen selbständig biologisch fundierten und auch das religiöse Problem ins Auge fassenden Vortrag[2]) bietet Otto Kleinschmidt, der bekannte Leiter des Forschungsheims in Wittenberg. Leider beschränkt er sich mehrfach auf bloße Andeutungen, die dem Leser undurchsichtig bleiben. Die Volksverbundenheit der Kirche und die durch das völkische Problem der Gegenwart für sie erwachsenen Schwierigkeiten behandelt Generalsuperintendent Johannes Eger, wobei die Eigenart des Volkstums in seiner Unterschiedenheit vom Staat vortrefflich herausgearbeitet wird.[3]) Die Rassenfrage in ihrem ganzen Umfange erörtert seit vielen Jahren und mit immer größerer Vertiefung und steigendem Erfolge Hans F.K. Günther; seine „Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes"[4]) bietet zwar nur einen Auszug aus seiner Rassenkunde Europas und reicht zu selbständiger Urteilsbildung nicht aus, ist aber so flott geschrieben (fast „wie ein Roman") und gibt eine so vortreffliche Einführung in Günthers Art, die Menschen und die Völker zu sehen, ist zugleich durch ein so ausgezeichnetes Bildmaterial unterstützt, daß sie sich jedem dringend empfiehlt, der zu wissen wünscht, wie „man" in den nächsten Jahren von dem Rassenproblem reden wird. Von besonderem Interesse für die Leser der CW sind ferner Günthers Schriften über den „Nordischen Gedanken"[5]) und „Rassenkunde des jüdischen Volkes;"[6]) letzteres Buch ist von mehr als 300 Abbildungen und 6 Karten unterstützt. Mit größtem Fleiß sind hier alle Angaben gesammelt, die über die orientalisch-rassische Art der Hebräer zur Zeit ihrer Einwanderung in Palästina und ihre Mischung mit den „vorderasiatischen" Kanaanitern (nebst „nordischen" Einschlägen) sich finden lassen. Dann wird die jüdische Rassengeschichte bis zur Gegenwart verfolgt; erst ein Schlußkapitel wird der heutigen „Judenfrage" gewidmet. Ueber das Erwachen des nordischen Gedankens, seine Reinigung von Mißverständnissen und die heutige nordische Bewegung orientiert die erstgenannte Schrift; auch über die praktischen Konsequenzen wie Gattenwahl und Ehrung des Leibes finden sich kurze Ausführungen. Der Praxis des Mediziners will Karl Saller, „Eugenische Erziehung" dienen;[7]) er spricht in sehr beachtlichen Ausführungen über Begriff, Grundlagen und Grenzen dieser Erziehung, ehe er sich den speziellen Maßnahmen zuwendet. Die starke Bevorzugung katholischer Gesichtspunkte, die sich mehrfach geltend macht, wird natürlich nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen können. Heirat und Rassenpflege behandelt der praktische Arzt Ludwig Leonhardt[8]) als „ein Berater für Eheanwärter" sehr gemeinverständlich und auch mit der erforderlichen Vorsicht; besonders wichtig ist die sorgfältige Ausführung über die Krankheiten, die in dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 genannt sind. — Einen Vortrag über „Sterilisation und Euthanasie"[9]) hat als „Beitrag zur angewandten christlichen Ethik" Prof. Fr. W. Schmidt im Rahmen einer Vortragsreihe der juristischen Fachschaft in Münster gehalten. Mit Recht urteilt er, daß gegen eine „wirklich gewissenhaft begründete, gesetzlich geordnete" Sterilisierung sich ethische oder religiöse Bedenken nicht erheben lassen, daß aber (wie beim Problem der Euthanasie deutlich wird) „biologische, ja selbst soziale Wertmaßstäbe nicht ein Letztes sein können".

2

Versuchen wir nun, in freiem Anschluß an die vorgeführten Schriften das Problem zu klären, so gilt es zunächst den Begriff der Rasse und den mit ihm eng verbundenen gleichartiger Vererbung ins Auge zu fassen. In seinem ursprünglichen Sinn gebraucht, schließt der Rassenbegriff, wie alle naturwissenschaftlichen Begriffe, keine Wertunterschiede in sich, sondern nur faktische Unterschiedenheiten; die Idee höherer oder gar einer höchsten Rasse mag als Wunschbild im Rassenkampfe Bedeutung gewinnen, kann aber in der Erörterung der Rassenfrage nur verwirrend wirken. Der Rassenbegriff ist vielmehr ein Ordnungs- oder Klassifikationsbegriff, um die Fülle von individuellen Gestaltungen, die überall innerhalb einer naturwissenschaftlichen Art (species) hervortritt, in Gruppen zusammenzufassen und dadurch die Uebersicht zu erleichtern; er behält daher stets eine gewisse Unbestimmtheit und die Zerteilung einer species in Rassen ist in gewissen Grenzen willkürlich, weil es an Uebergängen nie fehlt. Man kann nun eine empirisch gegebene Einheit, etwa die der Menschheit überhaupt oder der germanischen Völker oder des deutschen Volkes, derart aufteilen, daß man eine Anzahl von Idealtypen annimmt (wie das Günther tut), die in voller Reinheit

[1]) Gehalten am 29. Juli 1933. Preußische Druckerei und Verlags-Aktiengesellschaft Berlin.

[2]) Blut und Rasse. Die Stellung des evangelischen Christen zu den Forderungen der Eugenik. Berlin, Martin Warneck.

[3]) Kirche und Volk (Der Weg der Kirche. Herausgegeben von Georg Burghart und Ernst Sellin. Heft 3.) Berlin, Walter de Gruyter 1933. 95 Pf.

[4]) 7.—9. Tausend. J. F. Lehmanns Verlag. 2.25, geb. 3.25 M. — Rassenkunde des deutschen Volkes. 50.—76. Tausend. 10, geb. 12 M. Rassenkunde Europas. 3. Aufl. 9, geb. 10.80 M.

[5]) Der nordische Gedanke unter den Deutschen. 7.—9. Tausend. 4, geb. 5.40 M.

[6]) Rassenkunde des jüdischen Volkes. 2. Aufl. 9.80, geb. 11.70 M.

[7]) 48 S. 1933. (Neues Deutschland, Heft 4.) Leipzig, Feliz Meiner. 90 Pf.

[8]) München, F. Lehmanns Verlag 1934. 1 M.

[9]) Gütersloh, Bertelsmann 1933. 80 Pf.

überhaupt nicht oder doch nur in geringem Umfange wirklich vorkommen, dann ist das Volk ein Rassengemenge, in dem nur das Verhältnis der konstituierenden Rassen zueinander konstant ist. Mit gleichem Rechte könnte man mit Kleinschmidt das deutsche Volk (oder auch das schwedische usw.) im wesentlichen als rassische Einheit ansehen, deren Streuung oder Differenzierungskraft groß genug ist, um alle tatsächlich vorhandenen Abweichungen (mit Ausnahme der leicht erkennbaren fremden Elemente) im Volkskörper zu erklären. Ersichtlich haben beide Methoden erhebliche Bedenken gegen sich; bei Kleinschmidt kommt die Tatsache zu kurz, daß wir namentlich nach Südwesten und Nordosten an Rassen angrenzen, die auf unsern Volksbestand und unsere rassische Art erheblich eingewirkt haben, während wir dem germanischen Norden erheblich näher stehen. Ebenso bestehen aber Bedenken gegen bloße Idealtypen, zumal wenn die Mischungen, wie vielfach Günthers Bilder zeigen, so ausfallen, daß der herrschende Grundtyp nicht mehr mit Sicherheit erkennbar ist. Es dürfte sich daher empfehlen, möglichst wenige, aber mit aller Sicherheit unterscheidbare Typen herauszuheben und einen entsprechend großen Streuungsgrad, eventuell weitere Varietäten, anzunehmen. Biologisch viel strenger feststellbar und für die Praxis wichtiger ist die Festhaltung der „reinen Linie", in der das Erbgut durch unmittelbare Abstammung festgehalten und an weitere Generationen fortgegeben wird. „Gleichartige Anlagen bestimmter Eigenschaften großer Fortpflanzungsgemeinschaften bedeuten Rassengleichheit" (E. Fischer). So tritt als entscheidender Gesichtspunkt heutiger biologischer Erkenntnis die Vererbung der in einem durch Ehen verbundenen, rassisch einheitlichen oder doch verwandten Volksganzen vorhandenen Anlagen (Genotypen) hervor. Gesundheit und Krankheit (von zufälligen Auswirkungen abgesehen) sind Erbanlagen; Leistung und Minderwertigkeit sind ebenfalls Erbanlagen und nur ihre Entfaltungsmöglichkeiten hängen von außen ab. Der Einfluß der Umwelt beschränkt sich auf Entfaltung oder Niederhaltung der Erbanlagen eines Menschen, aber eine Abänderung der Anlagen selbst steht nicht in ihrer Macht. Dabei handelt es sich nicht um starre Eigenschaften, sondern um Fähigkeit und Verschiedenheit der Reaktion auf die Umwelt, und die Anlagebestandteile der gesamten Ahnenlinien verbinden sich in strenger Gesetzmäßigkeit zu einem so nie vorher dagewesenen Ganzen; jede einzelne Person ist etwas vollkommen Einmaliges. Ebenso einmalig ist der Reaktionsbereich, in den jede Persönlichkeit durch die geschichtliche Konstellation gestellt und von der sie erst endgültig geprägt wird, so daß sie trotz von lange her gegebener Anlagen ein Kind ihrer Zeit und der herrschenden geistigen Strömungen bleibt.

Die Erbforschung am Menschen mit den heutigen Methoden (vor allem auch der im Institut für Erblichkeitsforschung in Berlin-Dahlem betriebenen Zwillingsforschung) hat für die Vererbung der körperlichen und geistigen Anlagen und für die starken Unterschiede in den einzelnen Erblinien so unanfechtbare Grundlagen geschaffen, daß die Praxis Recht und Pflicht hat, von ihnen auszugehen. Damit sollen die einstweiligen Grenzen unserer Erkenntnis keineswegs verwischt werden. Keine biologische Methode kann sich an Strenge mit den physikalischen messen und wenn bei diesen sich herausgestellt hat, daß wir nie das Einzelgeschehen adäquat zu erfassen vermögen, sondern uns mit Durchschnittsvorstellungen begnügen müssen, so gilt das erst recht für die komplizierten Vererbungsphänome. Kennen wir doch die Beschaffenheit der die Vererbung bedingenden Grundelemente (der Gene) und ihr Verhältnis zueinander noch viel zu unvollkommen, als daß wir mit ihnen wie mit Rechenpfennigen umgehen könnten; sicher ist, daß Erbanlagen in der Natur verloren gehen, ebenso auch neue entstehen können, wie ja auch die Rasseneigentümlichkeiten sich einst gebildet haben müssen. Auch ist die Unterscheidung zwischen den bei der Vererbung der neuen Generation übermittelten organischen Strukturen und Tendenzen (dem sogenannten Genotyp) und der Gesamtheit des organischen Wirklichkeitsbildes eines neuen Organismus (dem Genotyp) im einzelnen keineswegs so sicher zu ziehen wie in der Theorie. Besonders auf dem geistigen Gebiete macht sich dieser Umstand sehr empfindlich geltend. Die körperlichen Unterschiede der Rassen drängen sich, so lange man nicht zu sehr in die Feinheiten zu gehen braucht, jedermann auf, aber eine sorgfältige Unterscheidung der geistigen Eigentümlichkeiten der Rassen ist selbst für den Fachmann noch nicht sehr weit über die Anfänge hinausgekommen. Man sieht das auch an der sorgfältigen und höchst interessanten Darlegung von Günther; Schilderungen guter Beobachter von Land und Leuten und ihrem Gebaren oder die Versuche unserer Karikaturzeichner, bestimmte seelische Typen an charakteristische somatisch-rassische Eigenart zu binden und so auch körperlich zu typisieren, können gewiß unter Umständen zu richtigen Fragestellungen führen, aber Material, woraufhin man bereits einen „wissenschaftlichen" Aufbau versuchen könnte, bilden sie nicht und ich finde doch, daß Günther die von ihm beschriebenen Rassen, namentlich die ostische und ostbaltische, zu sehr mit Schilderung von Sitten und Gebräuchen belastet, die weithin vorhanden sein mögen, aber viel zu sekundär sind, um als vererbbar im biologischen Sinn gelten zu können. Man muß eben zugestehen, daß wir auf psychischem Gebiet über erste Anfänge noch nicht hinausgekommen sind; zwar für die Tatsache einer Vererbung auch der psychischen Faktoren besitzen wir genügend Zeugnisse, aber eine irgendwie zuverlässige Analyse nachweislich vererbbarer geistiger Strukturelemente der Rassen ist noch nicht ausführbar.

Auch das von Günther und vielen Andern mit Betonung vertretene Wunschbild der nordischen Rasse als der Zielrichtung für unsere rassischen Bestrebungen kann ich mir nicht ohne Zurückhaltung zu eigen machen. Volle Anerkennung gebührt der, literarisch und daher ihrem geistigen Wesen nach aus den nordischen Quellen bekannten, insofern mit Recht „nordisch" genannten, wenn auch über Deutschland, meistens Norddeutschland, verbreiteten Rasse als einer durch Tatkraft und edlen Wuchs ausgezeichneten: „Weiß war sein Haar, die Wangen glänzend, die Schlangenaugen schleuderten Blitze." „Ihre Braue war glänzender, der Busen leuchtender, der Hals weißer als der helle Schnee." (Lied von Rig nach Hugo Gerings Uebersetzung.) Es mag auch wohl sein, daß diese rassische Schicht von „Edelingen" den eigentlichen Kern jener gewaltigen Völkerbewegung gebildet hat, die sich bis nach Iran und Indien durchgeschlagen und ganz West- und Südeuropa befruchtet hat, obwohl wir mit dieser Ansicht noch vielfach vor ungelösten Fragen haltmachen müssen. Wichtiger ist in unserem Zusammenhange eine andere Erwägung. Bekanntlich haben die Ausgrabungen ergeben, daß auch im Norden die Langschädelträger nicht mehr als etwa 40% der Gesamtbevölkerung ausmachten; gleichwohl zeigt schon das vorhandene spärliche Material mehrfach krankhafte Störungen, die durch Uebersteigerung der Tendenz zur Langköpfigkeit veranlaßt sind. Damit legt sich nach bekannten Grundsätzen der Entwicklungslehre die Annahme nahe, daß die nordische Rasse dem Endstadium einer Entwicklungsreihe nahekommt, deren isolierende Aufzüchtung zu tragischen Folgen führen kann. Es kommt hinzu, daß innerhalb des heutigen nationalsozialistischen Deutschlands eine Trennung der einzelnen Stände durch Verbot gegenseitiger Eheschließung, wie sie einst die Grundlage des „nordischen" Menschen gebildet hat, undurchführbar, ja undenkbar ist. Was allein geschehen kann, ist der Appell an die Freiwilligkeit, an die Begeisterung für deutsches Wesen und die Befolgung der Mahnung Nietzsches, sich nicht nur fort-, sondern hinaufzupflanzen nach den Regeln der Eugenik. Zum deutschen Wesen hat auch nie die Selbstgenügsamkeit in der Bespiegelung der eigenen Vorzüge gehört, sondern — auch der alte Norden beweist es — die bis an die Grenzen der Gefährdung der eigenen Existenz gehende Aufgeschlossenheit für das Leben andrer Völker. Es wäre tragisch, wenn die notwendige Selbstbesinnung auf unser eigenes Wesen und seine Pflege zu einer Selbstbeschränkung führen sollte, in der wir im Eigensten, in der Begeisterung für alles Große und Edle, innerlich verarmten. Staatliche Zwangsmaßnahmen zur Züchtung eines einzelnen Typs zu treffen, ist natürlich, wie auch Günther sieht, unmöglich. Mißlich ist es

aber auch, die völkische Begeisterung auf ihn zu konzentrieren.

Es wäre unrichtig, ja unrecht, wenn wir über den mancherlei Erwägungen, zu denen uns das Rassenproblem nötigt, verabsäumten, hier ein Wort über die Beziehungen zur Religion hinzuzufügen. Auf die eugenischen Fragen braucht dabei, zumal da gegen die staatlichen Maßnahmen nach meiner schon kurz ausgesprochenen Auffassung zunächst nichts einzuwenden ist, nicht näher eingegangen zu werden, weil darüber in dieser Zeitschrift (1933, Sp. 1025 ff.) schon eingehend verhandelt ist. Nur die auf die beiden christlichen Konfessionen bezüglichen Worte Sallers nötigen zu einem kurzen Wort. Genau genommen ist ihr Unterschied in der Beurteilung der Versuche, eheliche Fruchtbarkeit und ehelichen Verkehr voneinander zu lösen, nicht sehr erheblich. Daß es gute Gründe geben kann, eine Zeugung neuen Lebens zu verhindern, erkennt auch die katholische Praxis an; was von ihr scharf betont wird, daß die durch die neuere Technik gegebene Leichtigkeit der Isolierung des ehelichen Aktes von den naturgemäßen Folgen schwerste Mißstände und Gefahren mit sich bringen kann und gebracht hat, wird überhaupt nirgends bestritten, und alle egoistischen Motive zu solchem Verhalten werden selbstverständlich von allen Kirchen bestimmt verurteilt. Daß technische Eingriffe in ein an sich sinnvolles Naturgeschehen natürlichem Gefühl widerstreiten, ist klar; keine offizielle Stelle der evangelischen Kirchen (wie ich gegen Saller bemerken muß) hat sich dazu entschlossen, solches Vorgehen gutzuheißen. Das katholische Lehramt erklärt es allerdings bedingungslos für Todsünde, hat aber Gelegenheit und nimmt sie wahr, wie in andern Fällen so auch hier reichlich Vergebung zu üben, während die evangelische Kirche jeden Einzelnen vor Gott und sein Gewissen stellt. Ob wirklich die katholische Praxis für die Kinderzeugung mehr leistet als die evangelische, ist auch unter den Statistikern strittig; sollte es wirklich der Fall sein, so wird dieser Vorzug durch das Eheverbot für Pfarrer und Ordensleute, wodurch ohne Zweifel dem Volke zahlreiche, unter eugenischem Gesichtspunkt wertvolle neue Leben entzogen werden, mehr als aufgewogen. In Wahrheit aber sind Stammessitten (wie etwa in Bayern und weithin in der Bauernschaft) und Kulturverschiedenheiten für die Geburtenstatistik weit mehr ins Gewicht fallende Faktoren, als kirchliche Anordnungen, deren Uebertretung leicht gesühnt werden kann.

Ein noch weit schwierigeres Problem ist das *semitische*. Unter eugenischen Gesichtspunkten wird man, wie Günthers lehrreiche Zusammenfassung der Diskussion (Rassenkunde des jüdischen Volkes, S. 295) zeigt, die jüdisch-nichtjüdische Mischehe zwar mit Zurückhaltung beurteilen, aber doch nicht unbedingt ablehnen können. E. Fischer, der in der Frage der Kreuzung der Rassen ein besonders kompetentes Urteil hat — hat er doch einst als erster Deutscher an den Rehobother Bastarden das Problem der Kreuzung eingehend untersucht —, geht so weit, theoretisch zu sagen: ein gleichmäßig aus arischen und jüdischen Bestandteilen gemischtes und gekreuztes Volk könnte eine sehr anerkennenswerte Kultur schaffen; aber (fügt er hinzu) „es wäre niemals dieselbe, die auf rein volksdeutschem Boden wuchs, es wäre keine deutsche, sondern eine gänzlich andere, halborientalische“ (S. 14). Wenn nun der deutsche Staat und das deutsche Volk sich gegen immer weitergehende Rassenmischung wehren, so ist das ihr gutes Recht, ja ihre Pflicht. Es wäre uns viel Leid und viel Bitterkeit erspart geblieben, wenn wir zur Zeit Adolf Stöckers auf seine Warnungen gehört hätten. Da aber die politische Entwicklung ganz entgegengesetzte Bahnen einschlug, setzte gerade in den obersten Schichten des deutschen Volkes eine so drohende Gefahr der Ueberfremdung ein, daß eine scharfe Reaktion der deutschen völkischen Bewegung dagegen unausbleiblich war und gerechtfertigt erscheinen muß.

Daß der Antisemitismus und sein Uebergreifen auch auf das kirchliche Gebiet gerade in einer durch das biblische Evangelium beherrschten Gemeinschaft stark empfundene Schwierigkeiten machen mußte, ja zu einer Hauptursache der noch nicht überwundenen evangelisch-kirchlichen Wirren werden konnte, ist einleuchtend. Doch läßt sich meines Erachtens für das hier vorliegende Gefühlsurteil eine strenge theologische Begründung nicht geben, auch eine zuverlässige Anweisung für das kirchliche Handeln daraus nicht entnehmen.

Hinter den einzelnen hier umstrittenen Problemen liegt aber in der Tiefe ein weit allgemeineres und schwierigeres. Wir haben Anlaß, anzunehmen, daß Eger eine trotz aller kirchlichen Gegensätze weithin anerkannte Wahrheit ausspricht, wenn er der evangelischen Kirche eine dem Volkstum und dem Staate selbstlos dienende Stellung anweist, aber zugleich fordert, daß das Volk sich den Dienst der Kirche eben in der Art gefallen lasse, wie sie allein gemäß der Weisung ihres Meisters ihn üben kann. Diese Sätze zeichnen sowohl die Uebereinstimmung, die in der Kirche tatsächlich vorhanden ist, wie den Gegensatz gegen die Unchristlichen und gegen die prinzipiellen Gegner des heutigen völkischen Staates. Die von Eger allerdings noch nicht ausreichend gesehene Schwierigkeit beider Sätze liegt darin, daß bei scheinbarem oder wirklichem Konflikt zwischen ihnen, wie er in der Praxis tatsächlich vorkommen kann, eine unfehlbare Schlichtungsinstanz nicht vorhanden ist. Die Einen werden ihr Gewissen dann von der Schöpfungsordnung aus und den durch sie gesetzten Instanzen bestimmen lassen, die Andern von dem Ziele her, das erst durch Erlösung und Vollendung hindurch erreicht werden soll. Wenn aber doch kein Zweifel bestehen kann, daß in der evangelischen Kirche beide Auffassungen zu Recht bestehen und erst miteinander die Richtung jeder evangelischen Bewegung bezeichnen dürfen, so ist gegenseitige Anerkennung des guten Gewissens beider Teile notwendig.

Berlin Arthur Titius

Volkskirche und Gewissensfreiheit

2

Daraus, daß unsere deutschen evangelischen Landeskirchen bisher den größten Teil ihrer Glieder behalten haben, sie in diesem Sinne Volkskirchen geblieben sind, darf man, wie in voriger Nummer dargelegt, keine zu weitgehenden zuversichtlichen Schlüsse ziehen. Die erste der Richtlinien, die in der heutigen Lage gilt, ist aber: *Zerfall der Deutschen Evangelischen Kirche (oder auch einzelner Landeskirchen) würde leicht auch national-politisch schädlich wirken.*

Die Kehrseite davon, daß Viele von uns Deutschen die Wahrheits- und Gewissensfragen besonders ernst nehmen, ist, daß es bei uns viele Doktrinäre, Eigenbrödler, Querköpfe gibt. Wir haben viel weniger Sinn für Gemeinschaft, für nationale und kirchliche Gemeinschaft, als andere Völker. Und da der Protestantismus an sich schon einen starken Einschlag von Individualismus hat, würde bei uns seit Jahrhunderten der kirchliche Separatismus aufs stärkste wuchern, wenn nicht die staatskirchliche, landeskirchliche Tradition dem entgegengewirkt hätte und wirkte. Ein Volk, das politisch in schwerer Lage und wirtschaftlich in Not ist, kann es sich nicht leisten, daß in ihm viele Kräfte durch Glaubensstreit aufgezehrt werden.

Oder, vorsichtiger gesagt: es werden in kirchlichen Kämpfen leicht viele Kräfte verbraucht, die man gern zur Arbeit auf anderen Gebieten einsetzen würde. Man soll aber die Gefahren, die hier vorliegen, nicht übertreiben. Wenn ein Volk, das schwere wirtschaftliche und politische Aufgaben zu bewältigen hat, durch den Gang der Geschichte noch in Glaubenskämpfe hineingeführt wird, so mögen Geist und Gewissen da das Ihre leisten; oft wachsen mit den Pflichten die Kräfte. Niemand soll kleinmütig voraussagen wollen: „Hier wird mein Volk versagen.“ Wir Deutschen sind das einzige von den großen Völkern Europas, das seit Jahrhunderten konfessionell nicht einheitlich ist. (In Frankreich sind die Protestanten eine kleine Minderheit, und wenn in England neben der Staatskirche nicht wenige Freikirchen und Sekten stehen, so ist doch, trotz starken Katholisierens einer Gruppe in der Staatskirche, ein mächtiger Grundstock evangelischen Wesens fast allen Engländern gemeinsam.) Und man kann wirklich verschiedener Meinung darüber sein, ob der politische Scha-

den größer ist, den wir von der konfessionellen Spaltung gehabt haben, oder der geistige Gewinn, den uns der ständige Wettbewerb von Katholizismus und Protestantismus gebracht hat. So wäre denn auch durchaus möglich, daß ein weitere kirchliche Spaltung innerhalb des deutschen Protestantismus bewirkender oder aus ihr hervorgehender geistiger Kampf neue Kräfte zur Entfaltung brächte.

Immerhin müssen wir es verstehen und achten, wenn Deutsche, die ihr Vaterland lieben, schon die Spaltung unseres Volkes in Katholiken und Protestanten oft bedauern und vollends von einem Zerfall der soeben äußerlich geeinten evangelischen Kirche eine schlimme weitere Lockerung des Zusammenhaltes unsres Volkes befürchten, also schweren national-politischen Schaden.

3

Aber die Erhaltung der bisherigen deutsch-evangelischen Kirche (oder der zu ihr verbundenen Landeskirchen) nützt nur unter einer Voraussetzung: daß nämlich die Glieder dieser Kirchen wirklich den Willen haben, zusammenzubleiben, und die Ueberzeugung, zusammenzugehören. Gott will nach reformatorischer Lehre keinen erzwungenen Dienst haben, und Jesus hat nichts schärfer bekämpft als das Scheinwesen in der Religion, die Heuchelei. Wenn die kirchliche Obrigkeit vom Staate gestützt und ernstlicher Widerspruch gegen sie polizeilich unterdrückt wird, die Kirche also schließlich durch staatlichen Zwang zusammengehalten wird, so werden zwar unselbständige Naturen sich anpassen. Kompromisse schließen; Menschen mit festerem Charakter, stärkerem Willen, feinerem Gewissen aber werden dann den Dienst dieser Kirche mehr und mehr meiden, auch als Laien nur mit Widerstreben in ihr bleiben. Jene Schädigung der Charaktere ist auf die Dauer sicher dem Volke nachteilig, und ebenso diese Konflikte, bei denen Viele allmählich verkennen, welche Werte die Kirche immerhin noch in sich schließt, und immer radikaler werden. Von Zeit zu Zeit laufen doch wieder tapfere Leute gegen diese erzwungene Einheit der Kirche Sturm, und je länger sie festgehalten wurde, um so schlimmer pflegt dann der Zusammenbruch zu sein. Das Schicksal der katholischen Kirche in der Reformationszeit ist hier Beweis genug. So gewiß ehrliche, frei bekannte Uebereinstimmung im Glauben zugleich der nationalen Kraft zugute kommen kann, so sicher bedeutet Zwang zu kirchlicher Einheit auf die Dauer eine geistig-sittliche Schädigung des Volkes; er ist politisch töricht und im nationalen Interesse zu verwerfen.

Nun werden aber von Tausenden von Pfarrern, von Millionen evangelischer Gemeindeglieder in Deutschland die Vorgänge seit Sommer 1933 so empfunden: „Es wird Zwang auf die Kirche und in der Kirche ausgeübt, damit sie unter der Herrschaft Deutscher Christen zusammenbleibe. Wir können nicht mehr alle Gedanken unseres Christentums klar öffentlich aussprechen, unseren Glauben nicht mehr frei bekennen."

Hier muß freilich erstens vor falschen Verallgemeinerungen gewarnt werden. Die Dinge liegen in den einzelnen Landeskirchen sehr verschieden. In Bayern haben die Deutschen Christen von vornherein mit dem (nicht zu ihnen gehörenden) Landesbischof zusammengestanden; der konservativ-lutherische Charakter der dortigen Landeskirche ist durch sie in keiner Weise angetastet. In Thüringen, wo seit lange die Mehrheit der Pfarrer und des Kirchenvolks keineswegs streng an den kirchlichen Bekenntnisschriften festhält und weitgehende theologische Lehrfreiheit herrscht, haben auch die Deutschen Christen, die sich der Berliner Reichsleitung der Deutschen Christen nicht mehr unterstellen, sich oft ganz anders geäußert, als den alten Bekenntnisschriften entspräche; auf Einzelheiten der kirchlichen Lehre kommt es ihnen so wenig an, daß sie vielmehr eine Einigung von Protestanten und Katholiken anstreben. So erklärte dieser Tage in Weimar der thüringische Landesbischof Sasse:

> Die Kirche kann kein Eigenleben führen, weil sie als protestantische Kirche auf Gedeih und für immer mit dem Leben des deutschen Volkes verbunden ist. Der Kampf, in welchem sich die Kirche in unserer Zeit befindet, wird durchgeführt werden, bis ein neues Ergebnis herausgewachsen ist, durch das das Volk in seiner Seele wirklich wieder gesegnet wird. Dieses neue Ergebnis ist und bleibt die eine deutsch-christliche Kirche, die wir die „deutsche christliche Nationalkirche" nennen. So lange in dem deutschen Volke noch zwei konfessionelle Säulen stehen, kann nicht von einer kirchlichen Einheit die Rede sein. Die gewaltige Idee des Nationalsozialismus wird aber vorstoßen und die Einheit erzwingen (FZ 24. 4.).

Die thüringischen Deutschen Christen haben auch keine Gewaltherrschaft gegen Andersdenkende geübt; hier ist kein Pfarrer wegen Gegnerschaft zu den Deutschen Christen abgesetzt worden. Und in Schleswig-Holstein haben Deutsche Christen und Pfarrernotbund jetzt einen Frieden geschlossen, dessen Auswirkungen zwar noch abzuwarten sind, der aber in jedem Falle die Lage der Kirche erleichtert (Sp. 383).

Zweitens: maßgebende Stellen haben jeden Eingriff staatlicher Behörden und jeden Einsatz staatlicher Machtmittel für innerkirchliche Kämpfe abgelehnt und Führer des Nationalsozialismus jeden Einsatz von Parteiorganisationen. Nach dem Erlaß von Heß über Gewissensfreiheit (13. Oktober, CW 1933, Sp. 954) und den entsprechenden Verfügungen des Reichsministers des Innern, Frick (CW 1934, Sp. 184), und der Rede Rosenbergs (CW 1934, Sp. 225, 227), wonach niemand (d. h. auch die Deutschen Christen nicht) bei religiös-kirchlichen Auseinandersetzungen im Braunhemd auftreten soll, kann man von solchen sich leider immer noch wiederholenden Taten lokaler Stellen, wie daß Bekenntnisgottesdienste verboten, eine Synode polizeilich aufgelöst wird usw., nur sagen: sie beweisen, wie stark die staatskirchliche Tradition bei uns ist; aber wenn die Kulturpolitik des deutschen Staates einheitlich sein soll, müssen diese Dinge aufhören. Der Glaube, daß die Gewissensfreiheit im Lande der Reformation nicht unterdrückt werden soll, und die Ueberzeugung, daß unser Staat den klar ausgesprochenen Willen der Maßgebenden nicht durch — sei es wie immer begründete — Handlungen untergeordneter Behörden durchkreuzen lassen will, zwingen dazu, dies scharf auszusprechen.

Drittens: wenn manche Christen heute das Empfinden haben, sie dürften nicht alle Gedanken ihres Christentums offen aussprechen, „das Bekenntnis" sei in Gefahr, so bedarf dieser Ausdruck der Erläuterung. Es muß, wenn man die Tatsachen nicht verkennen will, offen ausgesprochen werden: weite Volkskreise vernehmen diesen Ruf mit Ueberraschung und einem gewissen Mißtrauen aus dem Munde auch solcher, die bisher ihre, nach ihrer eignen (freilich nicht unbestrittenen) Ueberzeugung mit den kirchlichen Bekenntnisschriften übereinstimmende Lehre als die in der Landeskirche allein berechtigte hinstellten und jede abweichende Denkweise möglichst unterdrückten, mochte sie von Pfarrern, Religionslehrern, Theologieprofessoren oder sonstigen Gemeindegliedern vertreten werden. Das war so lange Zeit hindurch üblich, daß im Volke leicht das Empfinden vorhanden ist: „Solange ihr in der Staatskirche regiertet und der Staat euch gegen die Andersdenkenden half, war es euch recht; dürft ihr euch nun so laut beklagen, wenn er sich einmal gegen euch wendet?" Wir Theologen wissen allerdings, daß in solcher Intoleranz oft ein ehrlicher Eifer lebte; man ist überzeugt, die allein seligmachende Lehre zu haben, und hält es für recht, zu ihrer Erhaltung auch die staatliche Macht einzusetzen. Und die Klage darüber, daß heute das Bekenntnis in Gefahr sei, ist schon richtig, wenn auch in etwas anderem Sinne, als sie oft ausgesprochen wird. Nämlich die Erklärung führender Deutscher Christen, es handle sich jetzt zunächst um die äußere Organisation der Reichskirche, das Bekenntnis dagegen bleibe ganz unberührt, ist zwar sicher aufrichtig gemeint. Aber es gehört nicht viel Kenntnis reformierten Wesens dazu, einzusehen, daß die Einführung bischöflicher Verfassung, so wie sie heute bei uns sich gestaltet, reformierten Grundsätzen stracks widerstreitet; für die Reformierten sind ihre Gemeinde- und Synodalverfassung eben im Bekenntnis festgelegt. Und daß ein Oberpräsident den Widerspruch von Pfarrern dagegen, daß der Glaube aus Blut geboren sei (Sp. 380, 427), mit Zwangsmaßregeln bekämpft, einen Widerspruch, der diesen Pfarrern

(wegen vieler Worte der Bibel) Gewissenssache war, oder daß etwa bei Neuordnung der Lehrpläne für den Religionsunterricht staatlicher Schulen manche bisher übliche Stücke wegfallen, das kann oder muß vielen evangelischen Christen als Verletzung des Bekenntnisses erscheinen.

Welche Stücke z. B. des Alten Testaments in christlichem Religionsunterricht beizubehalten seien, darüber werden allerdings evangelische Christen verschieden urteilen. Aber in einem sollten sich alle zusammenfinden, die mit Ernst Christen sein wollen, im Kampf gegen das, was ich hier kürzlich (Nr. 3, Sp. 108 ff.) als ethische Irrlehren zu kennzeichnen suchte. Der Stolz auf das eigne edle Blut, die Verachtung der Rassefremden, der Haß wider feindliche Völker und wider politische Gegner im eignen Volke werden heute oft in einer Weise gepredigt und betätigt, die so unvereinbar ist mit den christlichen Grundsätzen der Liebe, der Selbsterkenntnis und Buße, dem Willen zu Wahrheit und Gerechtigkeit, daß hiergegen aufzutreten allerdings Christenpflicht ist. Solches Auftreten aber wird heute erschwert, wird so leicht politisch mißdeutet und bekämpft, daß das Bekenntnis der Tat leicht zum Leiden führt. Das ist aber der urchristliche, der echteste und wichtigste Sinn des Wortes Bekenntnis: daß man seinen Glauben betätigt und für ihn leidet. Und je mehr alle diejenigen, die heute für das Bekenntnis streiten, dabei nicht Einzelheiten der Bekenntnisschriften und Bekenntnisformeln betonen, nicht einen Geist neuer dogmatischer Strenge bringen, sondern zu Bekennern im eben angegebenen Sinne tätiger Liebe und tapferen Leidens werden, um so rascher und sicherer werden sie in weiten Kreisen unseres Volkes, auch bei den der Kirche Entfremdeten, die Achtung und Sympathie gewinnen, die solch echtem Bekenntnis zuteil wird. Schon jetzt ist nirgends die Sympathie mit den Pfarrern des Notbundes stärker als in den Gegenden, wo eine Anzahl tüchtiger, selbstloser, der Gemeinde treu dienender Pfarrer abgesetzt worden ist, weil sie nicht schwiegen zu allerlei Unrechtem und Unchristlichem, das in den Kirchen geschehen ist.

Zu manchem Unrecht. Das muß heute vor allem gesagt werden. Der Reichsleiter der Deutschen Christen hat neulich erklärt, es werde Niemandes Gewissen vergewaltigt. Auch wenn das bis heute richtig wäre (was, wie dargetan, nicht der Fall ist), bliebe noch das schwere Bedenken, daß man der Achtung vor Gewissen und Ueberzeugung nur bei denen sicher ist, sie nur denen zutraut, die etwas Bescheideneres haben und betätigen, nämlich Achtung vor dem Recht. Gewiß ist sie in revolutionären Zeiten überhaupt erschüttert. Aber in der Deutschen Evangelischen Kirche, und mindestens in der altpreußischen, wird heute bischöfliche Macht auf eine Weise ausgeübt, die, wenn nicht dem Wesen evangelischen Christentums, so doch sicher dem formalen Recht widerstreitet, also verwüstend wirkt. Wie unmöglich die Verordnung des Reichsbischofs vom 4. Januar bei juristischer Betrachtung war, hat Kübel hier (Sp. 69 ff.) gezeigt. Und wohin kommt man, wenn dann Gerichtsurteile ergehen, wie das (hier Sp. 379) erwähnte des Berliner Landgerichts gegen den Reichsbischof? Sie geben wohl denen, die in der Deutschen Evangelischen Kirche Unrecht erlitten, das beruhigende Gefühl: „es gibt noch Richter im deutschen Staate", aber sie entziehen den kirchlichen Verfügungen die staatliche Unterstützung. In welchen Ruf kommt eine Kirche, wenn sie zwar Liebe predigt, ihr aber Richter bescheinigen, daß sie nicht einmal das Recht wahrt?

Trotz all der hier ausgesprochenen Vorbehalte bleibt es also dabei, daß in der Deutschen Evangelischen Kirche heute ein Zwang ausgeübt wird, der sie innerlich so tief spaltet, daß ein äußerer Zwang zur Einheit demgegenüber auf die Dauer nicht nur wertlos ist, sondern geradezu schadet. Wo wirklicher Friede herrscht, soll man nicht unnötig ändern; anderwärts aber wird der auch im nationalen Interesse erwünschte kirchliche Friede nur dadurch hergestellt werden können, daß dem Kirchenvolk ermöglicht wird, noch einmal seinen Willen auszusprechen, aber ohne solche Ueberstürzung wie im Juli 1933 und in wirklicher Freiheit.

Wenn Viele meinten, der Friedenserlaß des Reichsbischofs vom 13. April leite wirklichen Frieden ein, so muß leider ein Sachverhalt klargestellt werden, der wegen der verwickelten Fassung des § 4 des Kirchengesetzes vom gleichen Tage (CW, Sp. 382 f.) nicht eben deutlich war. Sie meinten, wie der Erlaß vom 4. Jan., der den Widerspruch gegen die Kirchenbehörden unterdrücken sollte, zurückgenommen wurde, so seien auch die Gesetze wieder aufgehoben, die hauptsächlich Widerspruch erregt hatten. Der Sachverhalt ist aber folgender: die altpreußische Synode beschloß im September ein Beamtengesetz mit dem Arierparagraphen; anderwärts geschah Aehnliches; auch wurde weithin den Gemeinden das Pfarrwahlrecht genommen, die Pfarrer wurden beliebig versetzbar usw. Diese Gesetze hat der Reichsbischof, als er nach der ersten Sportpalastversammlung von den Deutschen Christen abzurücken schien, durch Gesetze der Deutschen Evangelischen Kirche vom 16. November und 8. Dezember (CW 1934, Sp. 74) im Wesentlichen aufgehoben oder doch eingeschränkt. Am 4. Januar, als er wieder in scharfen Gegensatz zum Pfarrernotbund und zu den lutherischen Kirchenführern trat, hat er jene seine versöhnlichen Gesetze wieder aufgehoben, und sie (aber nicht etwa die schroffen Gesetze mit dem Arierparagraphen usw.) bleiben aufgehoben, wie die Verordnung vom 4. Januar in § 4 ausdrücklich sagt; die schroffen Gesetze vom Herbst bleiben also gerade in Geltung!

Wie wenig von wirklichem Frieden die Rede ist, beweisen zuletzt die Vorgänge in Württemberg. Die neulich durch unzählige Blätter gegangene, auch von uns übernommene Nachricht, der Reichsbischof habe dort den kirchlichen Frieden wiederhergestellt (Sp. 383), war falsch; Näheres darüber im folgenden Bericht. Wie es aufs Ausland wirken muß, wenn derartig unwahre Nachrichten bei uns verbreitet werden, diese Frage sei hier nur angedeutet.

Die vom Reichsbischof und seinem juristischen Berater in neuester Zeit ergriffenen Maßregeln haben die Gefahr einer Spaltung in der Deutschen Evangelischen Kirche noch vermehrt. Im Gegensatz zum Interesse von Staat und Volk ist Verwirrung und Zerklüftung im deutschen Protestantismus heute groß. Vor allem aber muß um des evangelischen Christentums willen gesagt werden: mit diesen, dem staatlich verkündeten Grundsatz der Gewissensfreiheit widerstreitenden Methoden der Kirchenleitung zerstört man die evangelische Volkskirche im Mutterland der Reformation. Das Christentum wird sich in unserem Volke dennoch behaupten. Jesus Christus ist auch heute stärker als alle Anderen. Aber muß unser armes Volk noch durch solche Spaltung hindurch?

Wird sie unvermeidlich, dann wird es freilich noch sehr darauf ankommen, welcher Geist in der sich neu bildenden Gemeinschaft herrscht. Davon das nächste Mal.

Kiel, 25. 4. Hermann Mulert

Der schwäbische Kirchenstreit

In der vergangenen Woche gingen durch die Tageszeitungen und viele kirchliche Blätter Meldungen (vgl. CW, Sp. 383), daß der württembergische Landesbischof Wurm nicht mehr das Vertrauen seiner Synode habe, daß seine Persönlichkeit im neuen Reich untragbar und in den Gemeinden eine Unruhe über sein Verhalten entstanden sei. Diese Nachrichten haben sich, woher sie nun auch stammen mögen, als falsch und irreführend erwiesen. Von gut unterrichteter Seite werden die Vorgänge wie folgt dargestellt:

Nachdem sich die Kirchenführer im Januar dieses Jahres auf Anraten des Herrn Reichskanzlers und auf bestimmte Zusagen des Herrn Reichsbischofs noch einmal hinter den Reichsbischof gestellt hatten, trat an manchen Stellen, so in Württemberg, zwischen den kirchenpolitischen Gruppen Frieden ein. Aber bereits im März wurden hier die vielseitigen Friedensbestrebungen des Landesbischofs durch rücksichtsloses Verhalten der Deutschen Christen gestört, da diese den vorgelegten Haushaltplan „nur unter der Bedingung" genehmigen wollten, daß im Evangelischen Gemeindedienst und im Oberkirchenrat Deutsche Christen den entscheidenden Einfluß erhielten. Dieser Forderung widersetzte sich D. Wurm mit der Begründung, daß es bis jetzt nicht üblich gewesen sei, die Genehmigung des Haushaltplans von bestimmten Personalfragen abhängig zu machen. In der Tat erscheint die Forderung der Deutschen Christen als ein Stück eines unerfreulichen Parlamentarismus, den gerade sie vermeiden sollten. Im Laufe weiterer Verhandlungen im „ständigen Ausschuß", der aus vier Deutschen Christen und drei Mitgliedern der anderen Gruppen bestand, wurde eine Einigung nicht erreicht, so

daß der Landesbischof zum 16. April den Landeskirchentag einberief.

Die gescheiterten Verhandlungen und die irreführenden Gerüchte, daß der Staat oder die Reichskirchenregierung in diese „Zustände" eingreifen würde, lösten in den Gemeinden die erste Unruhe aus. Wurm entschloß sich daraufhin, eine Kundgebung in der Stuttgarter Stadthalle einzuberufen (zum 8. April). Sie wurde am 31. März von der Politischen Polizei verboten. Auch die für den 8. April vorgesehenen Bekenntnisgottesdienste (zu denen an 30 000 Menschen erwartet wurden) wurden verboten.

Am 11. April fand bei dem württembergischen Reichsstatthalter Murr eine Unterredung solcher kirchlicher Vertreter statt, die nicht zu den Deutschen Christen gehörten, wobei sich herausstellte, daß die Gemeinden hinter dem Landesbischof, nicht aber hinter den Deutschen Christen standen, und alle Gerüchte dieser Art unbegründet gewesen waren.

Am 13. April bekam Landesbischof Wurm, völlig unerwartet, vom Reichsbischof folgendes Telegramm:

Auf Grund eines an mich gerichteten Telegramms des Reichsstatthalters Murr habe ich mich veranlaßt gesehen, Herrn Präsident Steger zu ersuchen, den Ständigen Ausschuß des Landeskirchentags auf Sonntag, den 15. April, nachmittags 5 Uhr, einzuberufen. Der Reichsbischof.

Landesbischof Wurm war entschlossen, an dieser Sitzung nicht teilzunehmen, da er mit dem Ausschuß lange genug vergeblich verhandelt hatte und die Einberufung dieses Ausschusses durch den Reichsbischof verfassungsrechtlich unmöglich war.

Am 14. und 15. April wurden im Nachrichtendienst des Rundfunks folgende irreführende Meldungen verbreitet:

Der Landessynodalausschuß habe dem Landesbischof Wurm das Vertrauen versagt. Dem Landesbischof werde von seinen Gemeinden vorgeworfen, daß er durch seine Haltung Beunruhigung ins Volk gebracht habe. Insbesondere würden seine Beziehungen zu dem sattsam bekannten Pfarrernotbund nicht verstanden werden. Dadurch sei ein Kirchennotstand hervorgerufen worden. Landesbischof Wurm sei als öffentliche Persönlichkeit im neuen Reich nicht mehr tragbar. Der Herr Reichsstatthalter habe sich genötigt gesehen, den Herrn Reichsbischof zur Beilegung des Notstandes herbeizurufen. Bereits morgen sei der Herr Reichsbischof hier in Stuttgart.

Dabei hatte der „ständige Ausschuß" die Vertrauensfrage nie berührt, hatten die Gemeinden gerade gegen die Gerüchte um den Landesbischof protestiert, und war D. Wurm schließlich ein Mann, dem man sicher nicht nachsagen konnte, daß er „im neuen Reiche als öffentliche Person nicht mehr tragbar sei"; er und der bayrische Landesbischof sind erst kürzlich vom Reichskanzler empfangen worden, und er steht treu zum gegenwärtigen Staat. Nach dem gewöhnlichen Sonntagsvormittagsgottesdienst in der überfüllten Stiftskirche zu Stuttgart am 15. trug der Landesbischof seiner Gemeinde den Inhalt dieser Meldungen vor. Beim Ausgang aus der Kirche versammelten sich auf dem Schillerplatz vor der Kirche viele Gemeindeglieder und sangen gemeinsam die Lieder: „Eine feste Burg..." und „Aus tiefer Not..."

Um 5 Uhr nachmittags erschien der Herr Reichsbischof und das rechtskundige Mitglied des Geistlichen Ministeriums, Dr. Jäger. Das Oberkirchenratsgebäude war mit Politischer Polizei besetzt worden. Der Ausschuß genehmigte auf die Bitte des Herrn Reichsbischofs den Haushaltsvorschlag. Dr. Jäger sprach über den neuen Kurs in der Kirche. Zwei Mitglieder des Ausschusses, die ihr Nichterscheinen unter eingehender Begründung mitgeteilt hatten, wurden im Auftrage des Herrn Reichsstatthalters zur Teilnahme an dieser Sitzung „als Staatsbeamte" verpflichtet. Eine Anfrage eines Mitgliedes, wer die irreführenden Rundfunkmeldungen aufgegeben habe, wurde nicht beantwortet. Gegen 23 Uhr zog Ministerialdirektor Dr. Jäger folgende gedruckte Verordnung des Herrn Reichsbischofs (die neueste Nummer des Gesetzblatts der Deutschen Evangelischen Kirche mit dem Datum vom 15. April 1934) aus seiner Aktenmappe, die lautet:

Verordnung zur Regelung der kirchlichen Lage innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Vom 15. April 1934.

Schwerer kirchenpolitischer Zwist innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Württemberg macht im Interesse von Kirche und Staat mein sofortiges ordnendes Eingreifen notwendig. Auf Grund des Artikels 6 Absatz 1 der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche verordne ich was folgt:

§ 1

Die Einberufung des Landeskirchentages der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und seines ständigen Ausschusses bedarf bis auf weiteres der Zustimmung des Reichsbischofs.

Dasselbe gilt für die Auflösung des Landeskirchentags.

§ 2

Die für den 16. April 1934 angesetzte Tagung des Landeskirchentags wird auf den 11. Juni 1934 verschoben.

§ 3

Diese Verordnung tritt am 15. April 1934 in Kraft.

Berlin, den 15. April 1934. Der Reichsbischof: Ludwig Müller

Jäger.

Nachdem man so in das kirchliche Leben des Schwabenlandes eingegriffen hatte, schieden der Reichsbischof und Dr. Jäger von Stuttgart. Die Zeitungsnachricht, er habe den Landesbischof zu gewissen Zugeständnissen ermahnt, ist irreführend: D. Wurm und der Reichsbischof haben sich in jenen Tagen nicht gesehen.[1])

Kiel Otto Hubele

Der Bekenntnistag zu Ulm

Die Sp. 415 mitgeteilte Verordnung ist mit der Verfassung unvereinbar. Art. 2 der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche sagt (CW 1933, Sp. 675), die Reichskirche könne den Landeskirchen für ihre Verfassung durch Gesetz einheitliche Richtlinien geben. Daß der Reichsbischof durch Verordnungen solche Verwaltungsakte der Landesbischöfe, wie die Einberufung ihrer Landessynode, verhindern könne, ist ganz gegen Sinn und Geist der Verfassung. Und wenn man meint, es hätte ja doch ein Notstand eintreten können (die Verordnung beruft sich auf § 6,1 der Verfassung, wonach der Reichsbischof die zur Wahrung der Verfassung erforderlichen Maßnahmen trifft), so muß die Antwort heißen: hätte man doch abgewartet, ob der zum 16. einberufene Landeskirchentag den Haushaltplan abgelehnt hätte! Inzwischen sagt aber eine Erklärung von 33 (unter 59) Mitgliedern des Landeskirchentags, daß dies nicht geschehen wäre und eine klare Mehrheit des Landeskirchentags dem Landesbischof Vertrauen ausgesprochen hätte. Der Landeskirchentag bestand nach den Wahlen von 1933 zu 51% aus Deutschen Christen; inzwischen sind aber bei den Deutschen Christen so Viele ausgetreten, daß diese Gruppe nur noch eine Minderheit bildet. Man hat also einen Notstand behauptet, wo keiner war. Gibt es in der Deutschen Evangelischen Kirche Notstände, dann ist sicher ein solcher auch der viel zu weitgehende Gebrauch, der von dem Notverordnungsrecht gemacht wird.

Es hat aber zu stärkster Gegenwirkung geführt. In unzähligen Telegrammen bekannten die evangelischen Gemeinden Schwabens, daß sie hinter ihrem Landesbischof standen. Und am 22. April fand in Ulm ein Bekenntnistag statt. Im Münster predigte D. Wurm vor einer Gemeinde von 5000; danach verlas der bayerische Landesbischof D. Meiser folgende Erklärung:

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Wir versammelten Vertreter der württembergischen und bayerischen Landeskirchen, der freien Synoden im Rheinland, in Westfalen und Brandenburg, sowie vieler bekennender Gemeinden und Christen in ganz Deutschland erklären als rechtmäßige evangelische Kirche Deutschlands vor dieser Gemeinde und der gesamten Christenheit:

Auf uns lastet die schwere Sorge um die Deutsche Evangelische Kirche. Zwar hat die Reichskirchenregierung in ihren neuesten Verordnungen und Gesetzen vom Frieden geredet. Ihre Taten stehen zu diesen Erklärungen im Widerspruch. Sie offenbaren, daß dieser „Friedenswille" nicht aus Gottes Wort und Geist geboren ist.

Man kann nicht Frieden verkündigen und unmittelbar danach einer bekenntnismäßig gebundenen Landeskirche wie der württembergischen Gewalt antun. Das aber ist geschehen durch das Kirchengesetz des Reichsbischofs, das im Widerspruch zu der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche den Zusammentritt des württembergischen Landeskirchentages verhindert hat.

Um der dauernden Gefährdung des Bekenntnisses und der Kirche willen, auch um der Wahrhaftigkeit willen, stellen wir uns der Christenheit und allen, die es hören wollen, dar, als eine Einheit, die durch die Kraft Gottes treu zum Bekenntnis zu stehen gedenkt, obschon wir damit rechnen müssen, daß uns dadurch viel Not erwachsen wird. Wir versammelten Kirchenführer, Vertreter freier Synoden und Abgeordnete vieler Gemeinden und Christen in deutschen Gauen sind aber in Gottes Wort getrost und freudig, alles auf uns zu nehmen, was Gott uns auferlegt — komme, was da wolle —, damit das Kreuz Christi wirklich das Leben der Kirche beherrsche. Daran werden wir uns auch nicht hindern lassen, wenn weiterhin die ganze

[1]) Letzte Nachrichten siehe unter Verschiedenes: Vom Kampf in der Kirche.

deutsche Oeffentlichkeit so irregeleitet werden sollte, wie neuerdings über die kirchlichen Zustände in Württemberg. Entgegen der Darstellung der Reichskirchenregierung stellen wir fest, daß von einem schweren kirchenpolitischen Zwist in der württembergischen Landeskirche nicht die Rede sein konnte. Auch was sonst über den Besuch des Reichsbischofs in Württemberg gesagt worden ist, entspricht nicht den Tatsachen. Der Reichsbischof hat den württembergischen Landesbischof weder gesehen noch gesprochen. Wir gedenken mit Gottes Hilfe der Anwendung von Gewalt und übler Nachrede das Wort Gottes und das Bekenntnis unserer Kirche in Wort und Tat entgegenzusetzen, in der gewissen Zuversicht, daß Gott seine Sache nicht verlassen wird.

Die unausgesprochene Absicht der Reichskirchenregierung bei ihrer Verordnung zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens in Württemberg war offenbar nicht die Herbeiführung des wahren Friedens innerhalb der Reichskirche, sondern die gewaltsame Niederkämpfung eines der letzten Bollwerke der Bekenntniskirche in Deutschland. Wir bezeugen: Die Deutsche Evangelische Kirche muß den Segen Gottes verlieren, wenn sie so der Unwahrheit Raum gibt. Sie muß in Unordnung versinken, wenn in dieser Weise die oberste Kirchenleitung selbst die Würde und Autorität des Leiters einer Landeskirche untergräbt und die Gemeinden geistlich und rechtlich entmündigt.

Darum rufen wir auch alle Gemeinden, Aelteste und Kirchengemeinderäte, Kirchenvorsteher und Pfarrer auf, mit uns zusammenzustehen gegen solche Gefährdung der Kirche. Aller Verschleierung zum Trotz bezeugen wir: Das Bekenntnis ist in der Deutschen Evangelischen Kirche in Gefahr! Das geistliche Amt wird seines Ansehens durch die Deutschen Christen und ihre Duldung durch die oberste Kirchenbehörde beraubt. Das Handeln der Reichskirchenregierung hat seit langer Zeit keine Rechtsgrundlage mehr. Es geschieht Gewalt und Unrecht, gegen welche alle wahren Christen beten und das Wort bezeugen müssen. Als eine Gemeinschaft entschlossener, dem Herrn Christus gehorsamer Kämpfer bitten wir Gott, den Allmächtigen, er möge allen Christen die Augen auftun, daß sie die Gefahr sehen, welche unserer teuren Kirche droht. Er möge uns nicht wanken lassen, daß wir zu seiner Ehre und in seinem Dienst festbleiben, auch alles tun, was er von uns an Treue und Gefolgschaft gegen Volk und Staat verlangt. Pfarrer und Gemeinden der württembergischen Landeskirche, schart euch um euren Landesbischof! Ihr Christen deutscher Zunge, steht mit uns allen zusammen, fest gegründet auf Gottes Wort, unverrückt im Gebet, freudig im Glauben und in der Liebe! Dann wird von diesem Tage Segen kommen auf unsere ganze Kirche und unser ganzes Volk!

Das walte Gott!

Meiser-München, Wurm-Stuttgart, Koch-Oeynhausen, Niemöller-Berlin-Dahlem, Pressel-Stuttgart, Flor-Leipzig, Hahn-Dresden, Fiedler-Leipzig, Geißler-Leipzig, Mager-Dresden, Heine-Schneidemühl, Lueken-Frankfurt a. M., Duensing-Hannover, Eisenhardt-Berlin, Hildebrandt-Berlin, Bauer-Gotha, Otto-Saarbrücken, Spitta-Oldenburg, Schlier-Marburg, Koch-Güstrow, Wehr-Saarbrücken, Marx-Darmstadt, Schmidt-Kiel, Herntrich-Kiel, Brand-Lübeck, Storck-Worbis, Asmussen-Altona, Scharf-Berlin-Oranienburg, Vogel-Dobbrikow, Schmidt-Dessau, Held-Essen, Michael-Berlin, Dürr-Pforzheim, Wolff-Saarbrücken, Henckel-Breslau.

Unterschrieben haben also der bayerische und der württembergische Landesbischof, die Führer der Freien Synoden in Westfalen (D. Koch) und anderwärts, der Führer des Pfarrernotbundes (Niemöller) und eine Anzahl Pfarrer und Universitätslehrer aus Kreisen des Pfarrernotbundes, auch der als Rechtskundiger dort hervorgetretene Reichsgerichtsrat Flor. Der Ton der Kundgebung ist ebenso entschieden wie würdig; der Ernst der Lage klar; sie bedarf kaum noch der Erläuterung: war nach den Vorgängen von Ende Januar der Zusammenhalt zwischen den lutherischen Kirchenführern und dem Pfarrernotbund gelockert, so sind jetzt der bayerische und der schwäbische Landesbischof mit ihren Kirchen oder doch der starken Mehrheit ihrer Kirchen, die Freien Synoden des Nordwestens und der Pfarrernotbund im ganzen Reich zu einheitlicher Front zusammengeschlossen, die gegen den Reichsbischof und seine Berater steht. Haben wir noch eine Deutsche Evangelische Kirche, oder ist die Spaltung schon da? Weitere Anwendung von Gewalt könnte das Unheil nur vertiefen. Mögen endlich die Folgerungen aus dieser Erkenntnis gezogen werden, in sachlichen Entscheidungen und in der Besetzung der leitenden kirchlichen Aemter!

Kiel Hermann Mulert

Wissenschaft, Glaube, Philosophie

Drittes Stück

II. Hartmann

1. Problem und Methode

Schon in der Problemstellung kündigt sich die völlig andere geistige Gesamthaltung Hartmanns, im Gegensatz zu Jaspers, an. „Das Problem des geistigen Seins" ist sein Thema. Er zerlegt es sogleich in eine Reihe von Einzelfragen, um schließlich den Teilbereich einer solchen Einzelfrage herauszugreifen und als das eigentliche Objekt seiner Untersuchung zu benennen: eine Analyse der Wesensstruktur des geistigen Seins als eine Vorarbeit zur Geschichtsphilosophie. Charakteristisch für Hartmanns Problembewußtsein ist dabei aber vor allem, was nicht oder wenigstens vorläufig nicht zum Gegenstand der Untersuchung werden soll. Die Frage nach der Gesetzmäßigkeit und nach der Teleologie des Geschichtsverlaufs z. B. muß nach Hartmann zurückgestellt werden, bis die Vorbedingungen geschaffen sind, das Problem nicht mehr nur metaphysisch-spekulativ, sondern — so können wir die Antithese wohl vollenden — wissenschaftlich in Angriff zu nehmen. Vollends das Problem des Historismus, besser: des historischen Relativismus, ist so lange unlösbar und muß so lange beiseite gestellt werden, als es nicht gelingt, die ihm innewohnende Dialektik herauszuschaffen.

So steht es im Grunde auch mit dem Problem des geistigen Seins selbst. Das Wesen des geistigen Seins, sagt Hartmann, ist in allen seinen Erscheinungsformen tief rätselhaft, ist im Grunde ein metaphysisches Problem. Fast alle Versuche, das geistige Sein zu fassen, sind der Einseitigkeit, dem traditionellen Vorurteil oder der spekulativen Konstruktion verfallen. Wie ist dem abzuhelfen? Hartmanns Untersuchungen sind von dem methodischen Bewußtsein getragen, daß es allen diesen Irrwegen gegenüber einen schlichten Weg des Vordringens gibt, der sich rein an die Phänomene des Geisteslebens selbst hält, ohne sich in weitgehende Schlüsse zu verlieren, einen Weg, der überall am Greifbaren und Aufweisbaren, ja nötigenfalls am scheinbar Aeußeren einsetzt, nichtsdestoweniger aber dem Wesen des geistigen Seins besser auf die Spur kommt als die konstruktiven Theorien.

Zurück zu den Phänomenen — haben wir diesen Ruf nicht schon einmal gehört? Es ist die Losung, mit der Husserl die Phänomenologie begründet hat. Nicht dialektische Entwicklung, nicht spekulative Systematik, sondern schlichte Analyse der Phänomene: damit ist methodisch das Programm bezeichnet, mit dem auch Hartmann an die Arbeit geht. Und wie Husserl, so begreift auch Hartmann das Wesen der Philosophie als strenge Wissenschaft. Auch er huldigt, nicht weniger fanatisch als Husserl, jenem Ideal der Ueberpersönlichkeit in der Forschung. Die Arbeit von Generationen, so kann man sagen, wird schließlich an das Ziel führen, das der Anfänger einer Forschungsrichtung zwar nur in allgemeinen Umrissen vorgezeichnet, aber dafür um so exakter methodisch begründet hat.

Aber die Idee der Wissenschaftlichkeit der Philosophie darf andererseits, darauf muß doch hingewiesen werden, nicht zu eng verstanden werden. Das Wissenschaftsethos einer Orientierung an den Sachen selbst ist bei Hartmann verknüpft mit dem Willen, die Philosophie wieder in Lebensnähe zu bringen. In dem Schlußwort zur Diskussion seines Vortrags über „Das Problem der Realitätsgegebenheit" heißt es: „Zu lange hat das Denken sich eingebildet, fliegen zu können. Es genügt heute nicht, zurück zu den Phänomenen zu gehen, wie Husserl es fordert. Zurück an die Erde müssen wir, zurück ins Leben ... Was wir brauchen, ist eine Philosophie, die ‚aus' dem Leben kommt — statt aus der Studierstube — und seine Fülle noch an sich hat." Dieses Ziel verlangt völlige Ausschaltung aller standpunktlichen Wünsche und das willige Horchen auf die Stimme der Wirklichkeit selbst. Dies und nichts anderes ist mit der Hartmannschen Losung der Sachlichkeit in der Philosophie gemeint.

2. Die drei Seinsformen und die eine Seinsweise des Geistes

Der sachliche Ausgangspunkt Hartmanns ist das Problem der Geschichtsphilosophie. Damit ist zugleich die Frage nach dem Träger des Geschichtsprozesses gestellt. Mit Geschichte im strengen Sinn ist allemal Geschichte des Menschen ge-

meint. Als geistiges Wesen ist der Mensch geschichtliches Wesen. Welches aber ist der Geist, an dem sich Geschichte vollzieht? Nicht der individuelle, der personale Geist, sondern ein Gesamtphänomen anderer Größenordnung, das wir mit Fug und Recht „objektiver Geist" nennen. Endlich erhebt sich in diesem Zusammenhang die Frage nach der Seinsweise jenes Geistes, der in den Werken der Kunst, Literatur, Wissenschaft usw. den Wandel des geschichtlichen und das Verschwinden des personalen Geistes überdauert. Alle diese Seinsformen des Geistes stehen in einem überaus reichen und differenzierten Beziehungsverhältnis zueinander, dem sich neben der Analyse der einzelnen Formen die besondere Aufmerksamkeit einer Philosophie des Geistes zuzuwenden hat. Es erweist sich, daß wir lediglich abstrakt die eine von der anderen Seinsform scheiden können. Es gibt in Wirklichkeit nur das eine, einheitliche geistige Sein, ungeteilt und unteilbar.

Diese Einheit offenbart sich vor allem darin, daß alle drei Seinsformen des Geistes dieselbe Stellung im Schichtenbau der Welt innehaben. Sie sind getragen vom seelischen, organischen und materiellen Sein. Und sie genießen in dieser Abhängigkeit dieselbe Autonomie. Das Thema einer Philosophie des Geistes ist darum auch eigentlich diese dem geistigen Sein überhaupt eigentümliche Doppelheit einer Bedingtheit von den niederen Seinsschichten her und andererseits des spezifisch Neuen und Eigenartigen, das sich in der darüber aufragenden Autonomie der geistigen Seinsschicht bekundet.

Die wichtigen Konsequenzen dieser Einordnung des geistigen Seins in das Gefüge der Welt wollen wir am Beispiel des personalen Geistes erläutern.

3. Der personale Geist

Erst mit der Einordnung in das Seinsgefüge gewinnt das geistige Sein für die Erkenntnis seine Realität. Das Wesentliche in diesem Verhältnis aber sieht Hartmann — ebenso wie Scheler — in der Tendenz des Geistes, sich aus der Triebhaftigkeit, dem Drang zu befreien. Erst diese Befreiung schafft die für das geistige Sein im Gegensatz zum seelischen Dasein kennzeichnende Objektivität. Die Verknüpftheit aber wiederum mit dem Gesamtgefüge offenbart sich darin, daß der Geist die Haltung der Objektivität, der Kontemplation, dem Drange immer erst abringen muß. Er ist nicht von Hause aus, was er als solcher ist. Er muß sich erst zu dem machen, was er seinem Wesen nach ist.

Aber die Charakterisierung durch die Objektivität der inneren Einstellung genügt Hartmann nicht. Sie erfaßt den Geist nur, soweit er Theoretiker ist. Der Geist ist aber mehr als nur auffassender Geist. Er steht auch nicht nur so mit dem Ganzen des Seins in Zusammenhang, daß er aus ihm herauswächst und es überragt, sondern er ist in die Aktualität des Lebenszusammenhanges einbezogen. Sehr zu Unrecht hat sich der philosophische Ichbegriff vorwiegend gerade am theoretischen Verhältnis zur Welt orientiert. Der Geist ist seinem Wesen nach nicht als Subjekt, sondern als Person zu charakterisieren. Person aber heißt, was in Situationen gerät und sich durchfinden muß, was durch die stets neue Situation zur freien Entscheidung gezwungen ist. Die Person ist hineingerissen in den Strom des Geschehens und damit zugleich zur Tat herausgefordert. Erst von hier aus läßt sich der rechte Begriff von Objektivität, besser: Realität gewinnen. Von besonderer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die emotional-transzendenten Akte, in denen das unmittelbare Erfahren und Erleben von Ereignissen sich vollzieht, vor allem die Akte vom Charakter des Hoffens, Ersehnens, Fürchtens, Sich-Aengstigens. Die Unmittelbarkeit des Erlebens und Erleidens hebt die Objektivität keineswegs auf: das Heraustreten des Individuums aus seiner Gebundenheit bezieht sich lediglich auf das Triebhafte in ihm; denn allein dieses schafft die Distanzlosigkeit.

Demgegenüber ist die Charakterisierung des geistigen Seins durch die Tatsache des Selbstbewußtseins unzulänglich. Vor allem darf Selbstbewußtsein, die Ichgewißheit im ursprünglichsten Sinne, nicht verwechselt werden mit Selbsterkenntnis. Sie ist ohne Distanz und Objektivität, ein Sichfühlen, Sichgegebensein ohne Gegenständlichkeit. Sie kann mit tiefster Unwissenheit darüber, was ich bin, zusammengehen. Selbsterkenntnis aber ist im Gegensatz dazu immer vermittelt durch das Verhältnis der Person zur Welt.

Endlich verwirft Hartmann ausdrücklich die Tendenz, das geistige Sein dadurch zu charakterisieren, daß man ihm (unter dem Begriff der Tendenz) einen anderen Realitätscharakter zuschreibt als der Dingwelt. Ebensowenig ist es nach Hartmann erlaubt, von einer spezifischen auf das geistige Sein bezogenen Zeit (Existenzzeit) zu reden. Der Unterschied in der Zeitlichkeit ist kein Unterschied der Zeit, sondern im Verhalten des Seienden zur Zeit.

Geist ist aber nicht nur in der Zeit, sondern die Zeitlichkeit kehrt auch an seiner Seinsform selbst wieder: Geistiges ist immer im Wandel und im Flusse. Zugleich aber ist der Geist auch ausgezeichnet als dasjenige, das sein eigenes Im-Flusse-Sein zu überflügeln die Kraft hat. Auf diese Weise ist der Geist in allem Wandel mit sich identisch. Diese Identität muß freilich stets von neuem errungen werden. Nur so gilt das Nietzsche-Wort: der Mensch ist das Tier, welches versprechen kann.

Damit ist der sittliche Grundbegriff der Treue umschrieben. Hartmann vertieft ihn, indem er das sittliche Handeln als ein vom Wertvernehmen geleitetes kennzeichnet: Geist ist dasjenige Wesen, das alles mit seinem Wertfühlen beantwortet. Damit sind zugleich zwei weitere wichtige Momente des Sittlichen gegeben: Freiheit und Gerechtigkeit. Der Mensch ist nicht unter den Zwang der Wertewelt gestellt; er hat die Freiheit der Entscheidung, ob er dem vernommenen Wert gerecht werden will oder nicht. Hartmann setzt hinzu, daß die sittliche Freiheit sich zwar nicht widerlegen, aber auch nicht eindeutig beweisen lasse.

Mit seinem Wertfühlen hat der Mensch in einer spezifischen Weise Teil an der Welt. Er kann Situationen, Geschehnissen, Schicksalen gerecht werden. Das Gesetz der Umorientierung, das die theoretische Objektivität ermöglicht, muß freilich auch hier erst in Wirksamkeit gesetzt werden: erst wenn ich von meiner persönlichen Interessiertheit absehe, vermag ich gerecht zu sehen und zu handeln. Der Mensch ist wohl seinem Wesen nach gerecht, aber er muß sich erst zu dem erheben, was er an sich, seinem Wesen nach ist.

Den Anspruch auf Gerechtigkeit erfährt der Mensch aber in ganz besonderer Weise durch den Mitmenschen. Ihm gegenüber wird die Gerechtigkeit zur Teilnahme, zum Verstehen. Keiner kann seinem Leben allein Sinnerfüllung geben. Er ist auf die Wertreaktion des Andern, auf sein Verständnis angewiesen. Das „Ethos der Teilhabe" ist eine Liebe eigener Art: nicht individuell persönliche, auch nicht allgemeine Menschenliebe oder Nächstenliebe, sondern eine seltsam objektive und doch zugleich hingebende und verständnisreiche Liebe — eine Liebe jedenfalls völlig anderer Art als das Kommunikationsverhältnis, das wir bei Jaspers kennengelernt haben.

4. Objektiver und individueller Geist

Die für unser Gesamtproblem wesentlichen Analysen Hartmanns betreffen in der Hauptsache die Sphäre des personalen Geistes als solchen. Damit soll über die Analysen des objektiven und des objektivierten Geistes nicht geurteilt sein. Wichtig ist für uns davon nur das eigentümlich dialektische Verhältnis zwischen objektivem und individuellem Geist und seine Lösung, die für Hartmanns Auffassung außerordentlich charakteristisch ist. Zunächst wird festgestellt, welche Macht der objektive Geist durch Erziehung, in Moral, ästhetischen Anschauungen usw. im Leben des Einzelnen besitzt. Unser gesamtes Werten und Urteilen ist eigentlich nur der Vollzug dessen, was durch den objektiven Geist in uns zur Entwicklung gebracht wurde. Gegenüber dem Individuum aber, das eigene Wege zu gehen versucht, wird die Macht des objektiven Geistes zum Vollstrecker des Weltgerichts: nur was der Tendenz des objektiven Geistes entgegenkommt oder was durch seine eigene Mächtigkeit zur Anerkennung zwingt, bleibt vor ihr bestehen. Das andere geht zugrunde, mag es, abstrakt gesehen, noch so wertvoll sein.

Aber gegen diese Theodizee des Waltens der öffentlichen Meinung erhebt sich ein gewichtiger Einwand: die Geschichte lehrt, daß der Gemeingeist auch irren kann. Seitdem die Philosophie in ihrer Geschichte den Fall des Sokrates kennt, vermag sie in jener Theodizee nicht mehr die ganze Wahrheit zu sehen. Und lehrt die Geschichte nicht auch, daß es im Leben des objektiven Geistes Zeiten des Verfalls, der Unechtheit, der Manier gibt? Wird hier nicht seine überragende Macht gegenüber dem Individuum geradezu zum Verhängnis?

Aus diesem Dilemma gibt es für Hartmann einen einzigen Ausweg: die Wissenschaft als „das Reich reiner Echtheit". In der Wissenschaft mengen sich zwar stets Wahrheit und Irrtum, aber nicht Echtes und Unechtes. Die Wissenschaft hat jederzeit, auch mitten in ihren Irrtümern und Einseitigkeiten, die „Tendenz" zur Wahrheit in sich. Denn in ihr ist jederzeit ein Bruchteil Kritik, und Kritik ist jederzeit wesensmäßig gegen Irrtum und Schein gerichtet. Die Gewähr dafür, daß sie stets die Richtung auf die Wahrheit zu hat, ist ihr Sich-an-die-Sache-halten. In der Wissenschaft begibt sich das Außerordentliche: die Bewegung des objektiven Geistes in ihr mag von Irrtum zu Irrtum führen, sie führt dennoch in der Gesamtresultante unentwegt der Wahrheit zu. Zudem hat die Wissenschaft auf allen Gebieten die Tendenz zur Durchsichtigkeit, zur logischen Struktur und damit zur Erhebung des Erkannten in die volle Objektivität. Sie gehört Allen, die sie verstehen, aber auch *nur* ihnen zeigt sie ihre Schätze. In der Wissenschaft wird uns nichts geschenkt. Es gibt wohl wissenschaftliche Scheinexistenzen. Aber die wirkliche Wissenschaft kennt sie nicht. Diese Exklusivität der Wissenschaft ist nichts anderes als der radikale Ausschluß des Unechten und Uneigentlichen aus dem Leben der Wissenschaft. Wissenschaft ist darum keine Sache von Majoritäten. Die öffentliche Meinung ist hier ohne Einfluß, und das ist wiederum ein einzigartiger Vorzug der Wissenschaft. Dabei ist grundsätzlich alles, was es gibt, Gegenstand der Wissenschaft. Freilich: der Prozeß der Wissenschaft geht langsam. Er hält nicht Schritt mit der Aktualität der großen geschichtlichen Lebensfragen von Volk, Staat, Recht und Ethos. Aber (so schließt Hartmann diese Apotheose der Wissenschaft, in der er sein ganzes Denken auf eigenartige Weise selbst charakterisiert) es ist an sich nicht ausgeschlossen, daß einmal die Wissenschaft mit dem laufenden politischen Leben Schritt halten und der Mensch durch sie in die Lage kommen könnte, den Geschichtsprozeß in ganz anderem Maße vorausschauend zu lenken, als das bei gegebener Sachlage möglich ist. Dann, so ließe sich diese Perspektive vollenden, wären allerdings die Weisen die geborenen Staatenlenker, freilich nicht die Philosophen, oder doch nicht sie allein, sondern vornehmlich die Vertreter und Autoritäten vorausschauender Spezialwissenschaften. Diese politische Utopie kann uns als Exponent einer Geisteshaltung gelten, die wir jetzt der von Jaspers vertretenen gegenüberstellen wollen. (Schluß folgt)

Göttingen Hermann Zeltner

„Sind wir noch Christen?"

Und ob ich tausendfach
in Sünden niederbrach,
ob feige jedes Glied
den heil'gen Ruf verriet,
ob göttliches Gebot
ertrank in Schuld und Not,
ob des Versuchers Hand
mich ungerüstet fand:

Ich bin ein Christ, solang
mich sehnsuchtsvoller Drang
zu Jesu Füßen führt
und meine Seele spürt;
ich *bin* es nicht, ich will
es *werden*, ernst und still;
es ist ein *Ziel*, so fern
wie nie ein Wunsch, ein Stern.

Hedwig Petermann

Bücher und Schriften

Der Gottesknecht bei Deuterojesaja (Jes. 40—55) im Lichte der israelitischen Anschauung von Gemeinschaft und Individuum. Von Otto Eißfeldt. Halle, Niemeyer 1933. 27 S. 1 M.

Dieser von Eißfeldt zu Anfang des Jahres in England gehaltene Vortrag stellt kurz und treffend die Problemlage dar: Hier kollektivistische, dort individualistische Deutung des Ebed Jahve. Dabei wird besonders auf die These, daß der Ebed der Prophet selbst sei, und auf die Frage der Ersetzung der Kyrus- durch die Ebedlieder eingegangen. Eißfeldt entscheidet sich im kollektivistischen Sinne. Mit Recht weist er darauf hin, daß die scheinbare Zusammenhangslosigkeit der Lieder mit dem übrigen Buche sich nicht zugunsten der individualistischen These ausnutzen lasse, sondern durchaus der Eigenart des Gesamtbuches entspreche. Auch ein qualitativer Unterschied zwischen dem Ebed der Lieder und des sonstigen Buches besteht nicht. Eben dieses wird dann in das Licht der hebräischen Anschauungen von Gemeinschaft und Individuum hineingestellt. „Dem Israeliten ist sein Volk ... ein Individuum" (S. 14); vgl. Isaak und Jakob als Bezeichnungen für das Volk usw., auch an das „Ich der Psalmen" wäre zu erinnern. So betrachtet auch Deuterojesaja Israel als einen Propheten, dem er den Ehrennamen Ebed Jahve und die Farben des Jeremia gibt. Von hier aus kommt Eißfeldt zu einer neuen Beurteilung der entscheidenden Stelle 49, 5 f., die von der Aufgabe des Ebed an Israel spricht und stets ein Hauptargument gegen die kollektivistische Deutung war; er lehnt Buddes Erklärung, die diese Schwierigkeit zu umgehen sucht, ab und nimmt vielmehr an, hier werde das ideale dem empirischen Israel gegenübergestellt. Zum Beweis dessen wird besonders auf Jer. 31, 15 f. (Rahel beweint ihre Kinder) und Klagl. 1 (die Tochter Zion beklagt den Tod ihrer Jungmannschaft) verwiesen. Indessen liegt die Sache hier doch anders. Es ist die als Mutter gedachte Frau, die ihre „Kinder" oder (unter Verlassung der Allegorie) ihre Jungmannschaft bejammert. Bei Deuterojesaja würde das (mit einem Decknamen versehene) Volk als eine Aufgabe habend an dem (ohne Decknamen genannten) Volk vorgestellt sein. Auch ist Rahel wirklich die Ahnfrau und nicht das Volk, und die „Tochter Zion" ist in dem jeweiligen Augenblick zunächst einmal eine Einzelgestalt. Und so ist in Jes. 49, 5 f. das „ideale Israel" so zu einer Person geworden, daß es gar nicht mehr als Kollektivum empfunden wurde. M. a. W. steht Eißfeldt hier unmittelbar an dem alten messianischen Verständnis der Ebedgestalt; er setzt sich mit Fischer (Bethelsjahrbuch 1930), der auf dieses Verständnis hinauswill, nicht auseinander. — Der Wert der Schrift besteht in der klaren Aufzeigung der Problemlage, in der berechtigten Kritik an der individualistischen Deutung, vor allem der Prophetenthese, endlich in der Darlegung des relativen Rechts, aber zugleich damit auch der Schranken der kollektivistischen Deutung.

Hans Wilhelm Hertzberg

Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit. Von Martin Grabmann. Gr. 8° (XIV und 368 S.) Freiburg i. Br., Herder 1933. 9.20, geb. 10.60 M.

Der berühmte katholische Gelehrte, dessen Lebensarbeit wesentlich der Erforschung der mittelalterlichen Geistesgeschichte, daneben aber auch Studien über Suarez, die katholische Dogmatik des 19. Jahrhunderts und die neuscholastische Bewegung gegolten hat, legt hier eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts vor. Es ist das erste Werk dieser Art, das es gibt, und als solches hat es nicht nur für den katholischen, sondern auch für den evangelischen Theologen, für Jeden, der sich rasch und zuverlässig über den Gesamtverlauf der Entwicklung oder eine Frage aus dem ungeheuren Gebiet orientieren will, seine außerordentliche Bedeutung.

Grabmann ist ausgegangen von dem kurzen Abriß der katholischen Theologiegeschichte, der sich im 1. Band von Scheebens großem Handbuch der katholischen Dogmatik, 1897, findet. Selbstverständlich ist aus diesem 45 Seiten umfassenden Ueberblick hier etwas ganz Neues geworden. Nur weniges, wie die Sätze Scheebens über die nachtridentische Theologie, konnte angesichts der inzwischen geleisteten, unsere Kenntnisse erweiternden und vertiefenden Forschungsarbeit stehenbleiben, und auch das nur nach allen Seiten hin ergänzt. Die Darstellung ist — es handelt sich ja um einen „Grundriß" — knapp und klar. Auch die außerdeutsche katholische Theologie, die dem evangelischen Deutschen noch weniger bekannt sein dürfte als es gemeinhin leider die deutsche schon ist, wird behandelt und treffend charakterisiert. Die letzten 80 Seiten (283—368) gehören einem sehr reichhaltigen Namenregister (347—368) und einem ungemein sorgfältigen Literaturauswahlverzeichnis, das über die hier und da zitierte Bibliographie von Ueberweg-Geyer 1928 hinaus besonders die rein theologische Literatur sowie die inzwischen neuerschienenen Arbeiten berücksichtigt. Kurze Charakteristiken erhöhen den Wert dieses Verzeichnisses für den, der sich an irgendeinem Punkt ernstlicher in die Probleme der katholischen Theologiegeschichte einarbeiten will. Man muß wünschen, daß das wertvolle Buch bald ein vielbenutztes Studienmittel auch der evangelischen Studierenden wird.

Walter Dreß

Hermann von der Goltz in Basel (1865/1873) und die kirchlich-theologischen Kämpfe seiner Zeit. Von Johannes Wendland. Basel, Reinhardt 1933. 63 S.

Hermann von der Goltz war von 1876 bis 1906 Mitglied, seit 1892 Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin. Im Gegensatz zu den Vertretern einer starren Orthodoxie, wie Immanuel Hegel, Rudolf Kögel, Stöcker, denen sich die staats- und kirchenpolitisch Konservativen, wie Kleist-Retzow und Hammerstein, anschlossen, versuchte er das Recht der wissenschaftlichen Forschung zu schützen und alle verschiedenen Richtungen zu einigen in dem, was als das Wesentliche des Christentums zu betrachten sei. Andererseits haben persönliche und sachliche Entscheidungen des Oberkirchenrats, für die Goltz verantwortlich war, lebhaften Unwillen und Widerspruch bei der kirchlichen Linken hervorgerufen. Wendland, dem für seine Arbeit nicht nur die Werke von der Goltz', sondern auch seine Briefe an den Vater zur Verfügung standen, läßt diese Persönlichkeit wieder vor uns lebendig werden. Wir sehen, wie er geformt wurde durch den starken Einfluß der Eltern, die in der Berliner und der Rheinischen Erweckungsbewegung lebten, durch das Studium in Erlangen, wo er sich besonders an Hofmann anschloß, durch die Berührung mit Beck und C. L. Nitzsch, nach dem Universitätsstudium durch Auseinandersetzung mit Theologen wie Ritschl und Biedermann, deren Bedeutung er vorurteilslos anerkannte, durch den persönlichen Verkehr mit dem von ihm hochgeschätzten Hermann Schultz. Wir gewinnen so Verständnis für seine theologisch-kirchlichen Grundsätze und die Art, wie er sie manchen Widerständen gegenüber durchzuführen bemüht war. Man könnte fragen, ob es sich heute noch lohnt, sich mit den Kämpfen jener Zeit zu beschäftigen. Aber wenn Wendland recht hat, daß es sich um Fragen handelt wie die: „Läßt sich das Auseinanderfallen des Volkes in eine das Christentum ablehnende, auf dem Glauben an die Würde und Kraft der selbstgewissen Persönlichkeit fußende allgemein-religiöse Stimmung und in eine oft zu enge orthodoxe Kirchlichkeit verhindern?" oder „Ist das gemeinsame Gut so bedeutsam, daß der Versuch gemacht werden muß, die Grundlage, auf der das Christentum beruht, so deutlich herauszuarbeiten, daß sich die Richtungen um die von Gott gegebenen Grundtatsachen in freier und freudiger Uebereinstimmung sammeln?", so sehen wir leicht, daß diese Probleme heute ebensowenig gelöst sind, wie sie es damals im kirchlichen Leben Basels oder der preußischen Landeskirche waren. Und wenn wir heute die Kämpfe um 1900, die uns damals erregt haben, mit historischer Ruhe betrachten, so mag uns das mahnen an das Wort Raabes: Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit; schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit.

Georg Schümer

Die liturgischen Gesänge der evangelischen Kirche im Zeitalter der Aufklärung und Romantik. Von Ulrich Leupold. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1933. 176 S.

Der Berliner Oberkirchenrat und die Deutsche Gesellschaft zur Förderung der evangelisch-theologischen Wissenschaft waren wohl beraten, als sie die vollständige Veröffentlichung dieser Arbeit durch namhafte Beihilfen ermöglichten. Eine wirkliche Lücke in der Forschung ausfüllend, zeigt sie auf Schritt und Tritt, mit welcher Energie hier eindringendes Quellenstudium und geschulter geschichtlicher Blick sich einem bisher nicht genügend aufgehellten Abschnitt evangelischer Kultusgeschichte zugewandt haben. Besonderes Interesse wird das Friedrich Wilhelm III. und die preußische Kirchenagende behandelnde Kapitel erwecken. Nur ein Wunsch bleibt unerfüllt. Am Schluß fehlt eine systematische Würdigung des in mühevoller Kleinarbeit errungenen Gesamtergebnisses und Kennzeichnung seiner Bedeutung für die Gegenwart. — Auf S. 118 sind die Brüder Philipp und Friedrich Spitta verwechselt.

Otto Michaelis

Die Mystik der Deutschen. Von Lothar Schreyer. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1933. 263 S. Leinen 6.50 M.

Bei der Beurteilung von Büchern ist es manchmal nicht unwichtig, deren Geburtszeit mit zu berücksichtigen. Heute scheint auf der einen Seite mystisch-religiöse Haltung als Hintergrund fast aller Lebensgebiete immer mehr an Breite zu gewinnen und dadurch die Herausgabe dieses Buches zu fordern und zu rechtfertigen; auf der anderen Seite ist die eigentliche Mystik in ihrem unpraktischen und weltabgewandten Kern doch das gerade Gegenteil des heute so betonten äußerlich-aktiven Lebens, in dessen Getriebe man sich gerade nach mystischer Lehre immer mehr von Gott zu entfernen droht. Daß dieses Buch dennoch vor uns liegt, könnte daraus zu erklären sein, daß das Emporblühen mystischer Frömmigkeit immer eine Parallelerscheinung einer überbetonten Veräußerlichung ist, also seine Ursache und Wirkungsmöglichkeit in der heute immer abstoßender wirkenden und größer werdenden religiösen und kirchlichen Streitsucht hat, wohingegen die Mystik auf Verinnerlichung und Reinheit religiösen Lebens dringt. In diesem Sinne wäre das Buch durchaus zu begrüßen.

Der Verfasser legt aber gerade auf diese wichtigste Wirkungsmöglichkeit seines Buches den geringsten Wert. Schon das Hauptthema der ersten 20 Seiten zeigt (Christentum und Germanentum), daß das mystische Erleben christlicher Glaubensinhalte mehr ein Beleg für die besondere Deutschheit seiner Erlebnisträger sein soll als deren Christlichkeit. Es wird uns nun kaum verwundern, daß danach gerade die katholische Kirche, vermöge ihrer längeren Tradition und ihrer betont mystischeren Frömmigkeit, reinere und christdeutschere Typen hervorgebracht hätte als der Protestantismus, und daß bei dieser Sicht kein besonderes Kapitel über protestantische Mystiker notwendig wird, und, wo der Verfasser dennoch auf solche zu sprechen kommt, deren Vertreterkreis gegenüber dem katholischen notwendig gespalten vor den Leser tritt. Ein drittes Kapitel „Krise des Christentums" bringt dann Männer wie Kant, Goethe und Schiller, Fichte und Nietzsche (man beachte die Zusammenstellung!), die sich das Urteil gefallen lassen müssen, daß sie dem „Christentum ausgewichen" sind (187). Pietismus und Aufklärung sind auf knapp 10 Seiten abgetan.

Müßte der Titel besser „Mystik des Katholizismus" heißen, so wäre zur Gesamtfragestellung noch zu sagen, daß für den protestantischen Teil Deutschlands das Christentum als Erlebnis seine Höhepunkte nicht in der weltabgewandten und kontemplativen Schau der Mystik, sondern in einem lebenzugewandten, volksverbundenen Tatchristentum sozial-politischer Art gefeiert hat. Hier könnten Kant, Goethe und Schiller wesentlich besser bestehen gegenüber christlichem Gottesanspruch als in vorliegendem Buch.

Otto Hubele

Deutschland in der Weltkrise des Liberalismus. Von Eberhard Kautter. Stuttgart, W. Kohlhammer 1933. 315 S. 5.40, geb. 6.60 M.

Wesentlicher Gedankenzug des Buches: Jede Wirtschaftsnot ist nur durch Einschränkungen im Verbrauch und Mehrleistung an Arbeit zu überwinden. Beides ist nur zu erreichen, wenn die gesellschaftlichen Einrichtungen, die erhalten werden sollen, als gerecht empfunden werden. Dies ist aber beim Fehlen eines sittlichen Lebens- und Wirtschaftsprinzips nicht der Fall. Unter der Herrschaft des Liberalismus konnte ein solches nicht aufkommen. Für den Verfasser bedeutet Liberalismus ein auf materialistischem Individualismus beruhendes System bindungsloser Selbstsucht, der als „bürgerlich-manchesterlich" ohne Hemmung das Prinzip der Freiheit, als proletarisch das der Gleichheit verficht. Kennzeichnend für beide Spielarten sei die Lösung vom Boden und die Pflege exportorientierter Industrie. Beides führe in notwendiger Folge zur Doppelkrise, nach innen zur Not der Landwirtschaft, zu Preisbindungen, Leistungsminderung und größeren öffentlichen Aufwendungen, nach außen zu Wirtschaftsimperialismus und Krieg. Retten könne nur eine rassisch-religiös gebundene Weltauffassung, die ein auf dem sittlich-individuellen Entschädigungsprinzip aufgebautes Wirtschaftssystem schaffe. In diesem sollen individuelle Leistungspflicht, Leistungsfreiheit und Anerkennung der Leistung als Gradmesser der Entschädigung zu einer allgemeinen Leistungsentfaltung führen und damit aus der Krise des Liberalismus, der Selbstsucht, zum allgemeinen Wohlstand.

Hans Maier

Das Buch von deutschen Glocken. Von Paul Sartori. Berlin, de Gruyter & Co. 270 S. Geb. 12 M.

Im Mai 1917 hat ein Heer deutscher Glocken die luftigen Sitze und den heiligen Dienst verlassen und mußte ins Feld ziehen. Dies hat den Verband deutscher Vereine für Volkskunde veranlaßt, eine umfassende Erhebung in deutschen Landen zu veranstalten. Die eingelaufenen Berichte hat Sartori äußerst geschickt verarbeitet und ist dabei weit über die Berichte hinaus den Glocken in Sitte und Brauch, in Sage und Spruch, in Glauben und Volksglauben, nachgegangen. In allzu großer Bescheidenheit spricht der Titel nur von deutschen Glocken, obwohl Sartori alles erfaßt, was eine unendliche Literatur darbietet über die Glocken und nicht nur die Kirchenglocken auf dem ganzen Erdkreis. Er beschränkt sich im wesentlichen auf die rein volkskundlichen Fragen; Geschichtliches, Technisches, Künstlerisches und anderes klingt nur vereinzelt dazwischen. Evangelisches, Katholisches, Nichtchristliches wird gleichmäßig behandelt. Wer glaubt nicht, bei diesem Riesenmaterial auch einmal ein Fragezeichen, eine Ergänzung machen zu können! Das Buch ist aber nicht nur eine gewaltige Materialsammlung; Sartori bemüht sich, wo immer es geht, hinter Sinn und Absicht der volkskundlichen Erscheinungen zu kommen und unterstützt die kommende Forschung durch einen ungewöhnlich reichhaltigen wissenschaftlichen Apparat von Literaturverzeichnissen, Stichwörter- und Ortsnamenregistern. Gewiß sind unendliche Gefühlswerte mit den abgelieferten Glocken zugrunde gegangen. Manches kann noch gepflegt werden. Da aber die wissenschaftliche Erhebung von 1917 in den verschiedensten deutschen Gauen sehr ungleichmäßigen Erfolg gehabt hat, ist noch eine ansehnliche Nachlese möglich. Dies Buch zeigt auch, wie sich gerade der Pfarrer in höchst fruchtbarer Weise noch volkskundlich betätigen kann, auf dem Land oder in der Stadt, im Reiche oder irgendwo in der Fremde.

Fritz Braun

Die Herden Gottes. Menschen und Tiere in Urwald und Kamp. Von Hans Tolten. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1934. 303 S. 4.80 M.

Das Buch ist hier schon einmal genannt worden. Aber es erscheint mir so wertvoll, daß ich gern etwas mehr darüber sagen möchte.

Der Sohn eines deutschen Siedlers in Argentinien erzählt seine überreichen Erlebnisse auf der Farm seines Vaters, den Verlust des großen Besitzes und den tapferen, harten Neuanfang. Gerade heute, wo das Interesse für alles, was Deutsche tun oder erleiden, bei uns so groß ist, wird dies Werk viele Freunde finden. Ohne jede Selbstbespiegelung, in schöner Bescheidenheit gibt Tolten den bunten, spannenden Bericht von sehr großen Leistungen und von sehr sympathischen Menschen und Tieren. Das Buch hat den Reiz und Wert aller der Bücher, hinter deren Worten große, vielleicht schöne, vielleicht furchtbare Erlebnisse stehen: daß weder die Worte noch der Schreiber sich breit machen, sondern daß eine des Kennens werte Wirklichkeit sich der beiden gleichsam nur bedient, um sich

zu offenbaren. Besonders wertvoll und auch neu — in einem Buch solcher Art — ist die Stellung dieser Siedler zu ihren Tieren, den geliebten Pferden und den großen Herden. Mit aller Wärme des Herzens nehmen sie teil an ihrem Leben, Tun und Leiden und Sterben; niemals sind die Tiere ihnen nur Ware. Darum bringt die Erzählung bedeutende neue Einsichten in die Psychologie der Tiere, wie sie nur dort zu gewinnen sind, wo die Haustiere durch die große Freiheit, die man ihnen läßt, ihre ursprüngliche Intelligenz und Tatkraft fast zurückgewonnen haben. Wundervoll sind die Erlebnisse mit dem Lieblingspferd Nandu, das zum Lehrer seines Herrn wird! Man spürt eine tiefe Schicksalsgemeinschaft zwischen Menschen und Tieren in jenem fernen Land voller Schönheit und drohender Katastrophen; beide gehen, wohin sie geführt werden: in den Reichtum oder in das Verderben — als Gottes Herden! „Weil wir geführt werden, das eine Mal auf eine bessere Weide, das andere Mal vielleicht zur Schlachtbank, hat es keinen Zweck, sich zu sorgen oder feige zu sein. ... Wir sind die Herden Gottes, und wenn die Stunde kommt, so geschieht, was der große Züchter vorausbestimmt hat." Julie Schlosser

Gedichte. Von Martin Kaubisch. Weimar, Erich Lichtenstein 1931. 56 S.

Diese Gedichte in würdigem, schlichtem Gewande sind wie geheimnisvolle Zeichen eines schweren inneren Schicksalsweges. Wegzeichen eines Schicksals, das sich ganz von Gott gehalten, aber freilich auch bedroht weiß. Gott, von dem alle frohe Zuversicht, aber auch alle tiefe Not und Qual dem Dichter zufließt. Mit dem Kreis der Gott-Gedichte beginnt die Sammlung. Wer noch ein Ohr hat für das dichterische Wort, der wird das schwere Ringen um den Glauben, das in diesen Gedichten sprachlich gestaltet ist, vernehmen (vgl. CW 1931, 16). Aus tiefer seelischer Umdunkelung und Verlorenheit, aus qualvoll erfahrener Unwürdigkeit vor Gottes „tiefer Herrlichkeit" steigt das Credo des Dichters auf zu dem angstvollen Glück des „nahen Gottes" in der „Begegnung" bis hin zu dem Schweigen aller Zweifelsstürme in der Stille der „Erhörung". Aber erst muß der Glaube seine letzte Echtheitsprüfung vor der Wirklichkeit des Todes bestehen, ehe eine Neubegründung des Lebens, ein Leben aus dem Glauben möglich ist, aus dem nun die letzte und höchste Frucht alles menschlichen Daseins reift: die Kraft der alles verwandelnden Liebe.

Trotz der antiken Form einzelner Gedichte, der apollinisch-strengen des „Tores der Toten" z. B. oder der dionysischen der Eros-Gedichte, entstammen diese Dichtungen in ihrem letzten Grunde dem Geiste des Christentums. Aus ihm gelingt dem Dichter auch eines der stärksten Gedichte, „Gethsemane". Eines Christentums freilich, in dem das mystisch-romantische Element überwiegt, der Drang unmittelbaren Einsseins mit Gott, das Verlangen, sich „einzutauchen in Gott und die ewigen Fernen", das den Dichter mit der deutschen Mystik verbindet, und die glühende Nacht- und Todessehnsucht, die des Dichters wesensmäßige Verwandtschaft mit der deutschen Romantik erkennen läßt. Es geht von diesen Gedichten eine große Stille und Befriedung aus, die aber auch um die Abgründe menschlichen Daseins weiß. Fred Höntzsch

Die fünf Dehn und ihre Mutter. Von Eleonore von Heeringen. Stuttgart, Thienemann. 116 S., reich illustriert.

Selten ist mir in den letzten Jahren ein so prächtiges und inhaltsreiches Kinderbuch in die Hand gekommen. Die Gestalten der Mutter und der fünf Kinder, die durch ein schweres Schicksal gehen, sind äußerst liebevoll gezeichnet. Die Handlung ist immer spannend und von köstlichem Humor begleitet. Die Art, wie diese urwüchsigen Kinder ihrer Mutter durch die Schwierigkeiten des Lebens helfen, erinnert an Joh. Spyris Kindererzählung: Keiner zu klein, Helfer zu sein; dennoch ist diese Erzählung ganz in die Gegenwart gestellt mit ihren Nöten, in denen diese Kinderschar immer wieder einen Freudenquell zu finden weiß. Man ist froh für jedes Kind, das sich in dieses Buch vertiefen darf. Emma Müllenhoff

Chronik

Der Reichsinnenminister hat in einem Schreiben an die Unterrichtsverwaltungen der Länder seine Zustimmung dazu erteilt, daß unter bestimmten Voraussetzungen die Kirchen die an dem Nachwuchs fehlende Zahl der Theologiestudenten aus den nicht hochschulberechtigten Abiturienten ergänzen dürfen.

Im Aufruf des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, zum 1. Mai heißt es unter anderem: „Weg mit den Miesmachern, den konfessionellen Hetzern und kapitalistischen Profitjägern! Her mit der deutschen Volksgemeinschaft, die nicht Phrase bleiben, sondern Tat werden soll!"

Im Haushaltplan der Deutschen Evangelischen Kirche (nicht der Landeskirchen), der in Einnahmen und Ausgaben für die Zeit vom 1. April bis 30. Dezember 1934 mit 1 389 420 Mark abschließt, sind an Gehältern 367 380, für die Amtsstelle des Reichsbischofs 94 500, für Dienstreisen 34 500, Geschäftsbedürfnisse 42 000, Diensträume 36 000, für Sonstiges und Insgemein 114 745.50 Mark vorgesehen. Rf KZ 14

Die Leiter der lutherischen Kirche Bayerns erklärten in ihrer (Sp. 381 erwähnten) amtlichen Kundgebung unter anderem: Wir sehen mit ernster Sorge, wie heute eine dem Wesen unserer Kirche fremde Hierarchie in den deutschen Protestantismus eindringt und das Wesen des geistlichen Amtes und damit den evangelischen Charakter unserer Kirche zu zerstören droht ... Auch hier muß gelten, daß verfassungsrechtliche Vorschriften der Reichsregierung auf Forderungen unseres Bekenntnisses Rücksicht zu nehmen haben. Das bedeutet u. a.: 1. Der Bischof einer evangelischen Kirche kann nur von dieser selbst berufen werden. 2. Ein Bischof kann nur von einer Instanz abberufen werden, die zu seiner Berufung befugt ist. 3. Die Abberufung eines Bischofs wie eines Pfarrers kann nur auf Grund eines geordneten, dem kirchlichen Recht und dem Bekenntnis entsprechenden Verfahrens erfolgen. 4. Der Bischof wie der Pfarrer ist in seiner Amtsführung an das Bekenntnis seiner Kirche, auf das er in der Ordination verpflichtet ist, gebunden. 5. Der Bischof hat keine Lehrgewalt, die über die des Pfarrers hinausgeht. (Vollständiger Text JK 7.)

An der Nachricht, 600 deutsche evangelische Pfarrer hätten bei dem Vatikan einen Schritt unternommen, um einen geschlossenen Massenübertritt zum Katholizismus vorzubereiten, in den letzten Tagen seien zwei Delegierte dieser Pfarrerbewegung in Rom eingetroffen und hätten mit dem Papst und dem Kardinalstaatssekretär Pacelli die Fühlung aufgenommen, ist kein wahres Wort. Sie ist wohl aufgekommen im Zusammenhang mit folgendem Übertritt.

Dr. Karl Thieme, Sohn des 1932 verstorbenen Leipziger Theologieprofessors Karl Thieme, bis 1933 Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Elbing, der dem Bund der Religiösen Sozialisten angehörte, zugleich in seiner Zeitschrift „Religiöse Besinnung" hochkirchliche Gedanken vertrat, hat im Herbst 1933 mit einigen Gesinnungsgenossen dem Papste (durch Vermittlung von Kardinal Schulte in Köln) einige Fragen und Wünsche in Sachen des Uebertritts zur katholischen Kirche dargelegt. Letzter Anstoß zu diesem Schritt war die Entwicklung der deutschen evangelischen Kirche seit vorigem Jahr. Der Papst hat einen Kreis katholischer Theologen beauftragt, jene Bittschrift zu prüfen. Thieme ist inzwischen zur römischen Kirche übergetreten, erklärt aber, daß nur ein kleiner Kreis von Lutheranern zu jener 1933 an den Papst gerichteten Adresse sich bekenne; mit den weitergehenden Gerüchten hätte dieser Kreis nichts zu tun. Allerdings gäbe es keine wahre lutherische Volkskirche in Deutschland mehr. Bekenntnisgläubige Lutheraner würden seinem Schritt also folgen müssen.

Oberpräsident Kube schrieb im „Geselligen" am 31. Dezember 1933: „Auch Gotterkenntnis kommt aus dem Blut allein. Der nordische Mensch sieht, fühlt und erlebt Gott sittlicher, göttlicher und reiner als der Tschondale, der Buschmann oder der Jude." Hiergegen richtet sich eine Erklärung grenzmärkischer Pfarrer; solche Behauptung gehe völlig vorbei an der für Christen grundlegenden Tatsache, daß der Christenglaube nicht Menschenwerk ist, sondern seinen Ursprung in der Offenbarung Gottes in der Gestalt Jesu Christi habe. „Was Jesus zu Petrus sagt: ‚Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel', gilt auch heute noch von jedem Glaubenden."

Ein Bekenntnisgottesdienst in der lutherischen Kirche in Blotho wurde in den Saal verwiesen und dort wegen Nichtanmeldung von der politischen Polizei aufgelöst.

Eine Kundgebung in der Stadthalle zu Hagen wurde von den „Deutschen Christen" durch Sprechchöre und anderes gestört; es kam zu einem Handgemenge, so daß die Polizei die Versammlung auflösen mußte. Rf KZ 15

Von der Polizei wurden in westfälischen Pfarrhäusern Haussuchungen gehalten, um die gedruckte Rede des Präses Koch bei den Provinzialsynoden zu beschlagnahmen. Rf KZ 15

In München, Augsburg und Nürnberg fanden sehr gut besuchte Bekenntnisgottesdienste statt, bei denen der Landesbischof, Oberkonsistorialrat Breit und Pfarrer Lic. Dr. Beckmann aus Düsseldorf (der dort seines Amtes enthoben ist, vgl. Sp. 232) sprachen.

Pfarrer Gubalke in Sangerhausen wurden die Fensterscheiben eingeworfen.

Der Ankläger im Disziplinarverfahren gegen Pfarrer Lachmund, der braunschweigische Pfarrer Grüner, erklärte in seiner Anklagerede: Das Vorgehen des Angeklagten ist eine Diffamierung des Nationalsozialismus, denn es richtet sich gegen den von Hitler eingesetzten und von seinem Vertrauen getragenen Reichsbischof. AELKZ 15

Der Präsident der Inneren Mission, Themel, empfiehlt allen Angehörigen der Inneren Mission den Beitritt zur NSV. Für die der Inneren Mission angehörenden Anstalten und Verbände ist der Deutsche Gruß vorgeschrieben worden.

Karl Barth hielt im April Gastvorlesungen vor der Theologischen Fakultät in Paris und predigte dort in der deutschen evangelischen Kirche am 15. April.

Der neue Provinzialkirchenrat für das Rheinland wurde nach Verzicht der Provinzialsynode vom stellvertretenden Bischof D. Forsthoff ernannt.

Der Bischof von Breslau hat angeordnet, daß jede Gemeindekirchenratssitzung mit einer Andacht beginnen soll, in der Bibelabschnitt und Gebet des Pfarrers nicht fehlen dürfen.

In Sachsen tritt der „Evangelische Jugenddienst des Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenamts" an Stelle der Evangelischen Jugendbünde für die 10—18jährigen.

In Bernburg wurden von den Konfirmanden aus

Anlaß ihrer Konfirmation 659 Bäume gepflanzt, wobei Oberbürgermeister und Kreisoberpfarrer Ansprachen hielten.

Für das Erlanger Ostkircheninstitut ist ein großer Teil der theologischen Bibliothek des Heiligen Synod in Petersburg erworben worden. JK 7

Der Verlag von Dörffling und Franke in Leipzig, in dem unter anderem Luthardts Schriften erschienen und die Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung erscheint, feierte am 7. April sein hundertjähriges Bestehen.

Der Papst hat einen Ostergruß an die deutsche katholische Jugend gerichtet, in dem es heißt: Eure Verbände sollen wissen, daß eure Sache Unsere Sache ist.

Die vatikanische Pro-Russia-Kommission hat für Russen einen besonderen östlichen Ritus innerhalb der römischen Kirche mit weitgehenden Zugeständnissen an Glaubensüberlieferungen und religiöse Gebräuche des Russentums als Versuch in den nordpolnischen Provinzen eingeführt, trotz der Bedenken aus nationalen Gründen von polnischer Seite.

Oeffentliche Betätigung konfessioneller Jugendverbände ist nun auch in den Regierungsbezirken Osnabrück, Wiesbaden und Arnsberg verboten.

Die Polizeidirektion München hat das Tragen von einheitlicher Kleidung, von uniformähnlichen Bekleidungsstücken sowie von Abzeichen für die katholischen Jugendorganisationen verboten.

Vor dem Hause des katholischen „Fränkischen Volksblatts" in Würzburg wurde demonstriert. Die Menge beruhigte sich erst, als der Hauptschriftleiter in Schutzhaft genommen wurde. Die Zeitung ist auf acht Tage verboten worden. Ebenso fanden Kundgebungen vor dem Hause des katholischen „Neuen Mannheimer Volksblatts" statt, wobei Fenster zertrümmert wurden. FZ 18. 4.

Der Oberpräsident von Westfalen hat die in Velgte i. W. erscheinende katholische Sonntagszeitung „Marienbote" für zwei Wochen verboten. Auf Veranlassung des geheimen Staatspolizeiamtes hat das badische Innenministerium die weitere Herausgabe der in Pforzheim erscheinenden Tageszeitung „Ecclesia" (Augustinus-Verlag, Pforzheim) vorläufig untersagt. Die „Essener Volkszeitung" ist für die Zeit vom 25. April bis 4. Mai verboten, ebenso die „Westdeutsche Volkszeitung" in Hagen für die Zeit vom 16. April bis 2. Mai, die „Kölnische Volkszeitung" ist vom 29. April bis 7. Mai verboten.

Nach dem Amtsblatt des Bischöflichen Ordinariats Berlin fällt unter den kirchlichen Begriff des Duells, somit unter die gleichen kirchlichen Strafen, auch die auf den deutschen Universitäten übliche studentische Mensur (Bestimmungsmensur). Beim ersten Duell oder bei der ersten Mensur, woran der Katholik, wenn auch nur als Zuschauer, teilnehme, sei er bereits der schweren kirchlichen Strafe der von selbst eintretenden Exkommunikation verfallen.

Von der Wochenschrift „Der Katholik" in Mainz wurde die Nummer vom 22. April beschlagnahmt. FZ 24. 4.

Ein Frühjahrstreffen der katholischen Jungschar in Hennigsdorf bei Berlin wurde von der Hitlerjugend gestört, so daß es abgebrochen werden mußte. Das bischöfliche Ordinariat Berlin hat Beschwerde eingereicht. FZ 159. Das „Katholische Kirchenblatt" für Berlin vom 29. April ist wegen einer Auseinandersetzung über diese Vorgänge beschlagnahmt worden. FZ 30. 4.

Der Rektor des Klosters Vinnenberg, O. Bröcker, wurde wegen schwerer Angriffe auf die Regierung, zum Teil von der Kanzel, und Beleidigung der Minister Göring und Goebbels zu 16 Monaten Gefängnis verurteilt. VZ 70

Die Baptistische Kirche zählt 10 866 505 erwachsene Mitglieder, davon 9 452 871 in den Vereinigten Staaten, 656 831 in Europa, 130 373 in Kanada, in Asien und Afrika 474 017, in Australien 38 178. Rf KZ 14

Jugendweihen der ADG sind vom Reichsminister des Innern gestattet worden. JK 351

Die „Nordische religiöse Arbeitsgemeinschaft" ist bei der ADG wieder ausgetreten; sie strebt den „Sieg einer klaren heidnisch-weltanschaulichen Bewegung" an.

Die „Nordische Zeitung", Blatt der Nordisch-Religiösen Arbeitsgemeinschaft, stellt das Buch von Bergmann, „Erkenntnis, Geist und Mutterrecht" unter die Ueberschrift: „Kulturbolschewismus".

Der Amtsleiter der Reichspressestelle der NSDAP, Dresler, lehnt in der Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung" die Ura-Linda-Chronik H. Wirths ab und tadelt, daß Wirth dies Werk in Verbindung mit der NSDAP bringe. AELKZ 15

Die im Nordland-Verlag in Düsseldorf erscheinende Halbmonatsschrift „Der Brunnen — Für deutsche Wesensart" wurde wegen Beschimpfung der christlichen Kirchen auf drei Monate verboten.

Die Kinder von Peter Rosegger sind heute treue Protestanten.

Die österreichische Regierung läßt besondere 5-Schilling-Münzen mit dem Bildnis der Jungfrau Maria schlagen. Rf SchwZt 14

In Österreich hat die evangelische Kirche seit einigen Monaten einen sehr viel stärkeren Zuwachs als früher. Wenn in Wien seit Mitte Februar in die römisch-katholische Kirche 20 000 wieder eintraten, in die altkatholische 3000, in die evangelische 9000, so bedeutet dies, daß unter den zur Kirche zurückkehrenden Konfessionslosen Tausende, die einst katholisch gewesen sind, sich jetzt der evangelischen Kirche zuwenden. Wenn aber auch aus der Steiermark und Oberösterreich sehr hohe Eintrittszahlen in die evangelische Kirche gemeldet werden, so liegt hier eine neue starke Los-von-Rom-Bewegung vor.

In Solothurn wurde dem Kantonsrat ein Gesetz eingereicht, die Konfessionen ihre Angelegenheiten durch eigene Organe ordnen zu lassen und die Wahl aller geistlichen Amtsträger allein konfessionellen Behörden zu überlassen. Rf SchwZt 15

Der Bischof von Chichester hat in einem Aufsatz der „Times" sich erneut zu seinem Brief an den Reichsbischof (CW, Sp. 168) bekannt und ihn noch verschärft. PrBl 16. Vollständiger Text JK 346

Die Generalsynode der Schottischen Freikirche versichert die Genossen des reformierten Bekenntnisses in Deutschland ihrer Teilnahme an ihrem Kampf um die Freiheit des Evangeliums und ihrer Fürbitte, daß durch ihre Glaubenstreue unnachgiebiger Gehorsam gegen den, der allein Herr des Gewissens ist, ohne Flecken bewahrt werden möge in dem Lande, das der Welt die reformatorische Freiheit schenkte.

Der Ausschuß der General Assembly der Church of Scotland beschloß eine Erklärung, in der die schwere Verletzung der Freiheit des persönlichen Bekenntnisses in Deutschland, der Selbstregierung und des Gehorsams gegen Gottes Wort, der zum Wesen der christlichen Kirche gehört, beklagt wird. Rf KZ 14

Die Mehrheit der Gemeindeversammlung der kongregationalistischen Patrickgemeinde in Glasgow, die einen weiblichen Pfarrer gewählt hat, hielt an diesem auch nach Verheiratung und Geburt eines Kindes fest. Ref KZ 12

In Frankreich sollen alle jüdischen deutschen Emigranten ausgewiesen werden, die die polnische Staatsangehörigkeit besitzen, etwa 10 000. GluH 14

Die schwedische Kirche hat ein neues Gesangbuch nach dem Entwurf von Bischof Eklund mit 700 Liedern erhalten. PZ 19

Professor Nygren in Lund schrieb einen Aufsatz über die kirchliche Lage in Deutschland, worin es unter anderem heißt: Die geistige Einheit, die Hitler schaffen wollte, ist von Müller in der Kirche restlos zerstört worden. Reformation 8. 4. JK 346

Der Senat der Warschauer Universität hat den Arierparagraphen im Statut der großen Studentenhilfs-Vereinigung Bratuca Pomoc gestrichen, weswegen Ausschreitungen gegen die Juden und dann Schließung der Universität erfolgten. PolEvKbl 12

In Wilna wird die lateinische Liturgie durch polnische und weißrussische Predigten ergänzt, in den lutherischen Gottesdiensten abwechselnd deutsch und polnisch, in den helvetisch-reformierten nur polnisch gepredigt. Neben den Juden und von ihnen abgesondert leben die Karäer, die das Alte Testament, aber nicht den Talmud und die spätere jüdische Theologie anerkennen. FZ 141

Der Franziskanerpater Kempf, Seelsorger deutscher Katholiken, wurde aus Polen ausgewiesen. VZ 65

In Warschau macht die jüdische Bevölkerung 33,3% der Bewohner aus. Gl u Heim 13

In Polen erscheint seit 1. April die Vierteljahrsschrift „Der evangelische Religionslehrer", Herausgeber Pfarrer Gottfried Greulich und Lehrer Erich Kaschik.

Für die Tataren in Polen erscheint in Wilna eine Zeitschrift Zycie Tatarskio (Tatarisches Leben). PZ 18

Der Generalkonvent der Ungarländischen Gesamtkirche setzt einen Preis von 300 Pengö für eine den berechtigten Ansprüchen genügende Uebersetzung von „Ein feste Burg" ins Ungarische aus (bis 31. August bei Generalinspektion D. Baron Albert Radvánsky, Budapest VIII, Uellöerstr. 24 I, ein zureichen). UPP VIII 4

Der wegen eines Flugblatts über den Kultus der heiligen Rechten des hl. Stephan zu einem Monat Gefängnis verurteilte reformierte Katechet Istvan Sabo (CW 7) wurde von der Berufungsinstanz wegen Verjährung freigesprochen.

Der reformierte Pfarrer Zoltán Szabó in Szanászló in Rumänien wurde wegen einer am 10. Mai 1933, dem rumänischen Nationalfeiertag, gehaltenen Predigt, die bereits vor längerer Zeit unbeanstandet im Druck erschienen ist, zu 3 Monaten Gefängnis und 2000 Lei Geldstrafe verurteilt und sofort in Haft genommen. UPP VIII 4

Der katholische Katechet István Szép ist statt des Verbrechens des Vergehens der Aufreizung, der Beleidigung des Reichsverwesers und der Ehrenbeleidigung schuldig gesprochen und zu einem Monat Gefängnis mit Bewährungsfrist verurteilt worden. UPP 3

In Belgrad werden in einer kleinen Kapelle, in der ein russischer Erzbischof aus der Zarenzeit amtiert, zwei russische Fahnen, darunter das Banner der Weißen Armee aufbewahrt. Ein Grabmal trägt die Inschrift: General Wrangel. FZ 157

In Rußland werden 44,5% der neugeborenen Kinder kirchlich getauft und die Hälfte der Verstorbenen kirchlich bestattet.

Das spanische Parlament hat für die wirtschaftlich schwer geschädigte niedere Geistlichkeit eine Unterstützung von

jährlich 16,5 Millionen Peseten ausgesetzt: zwei Drittel ihres Gehalts vor Sturz der Monarchie. VZ 72

Der Internationale Bund der Briefmarkensammler hat gegen die von der russischen Regierung beabsichtigte Herausgabe von antireligiösen Briefmarken Einspruch erhoben und den Weltpostkongreß gebeten, der russischen Regierung nahezulegen, von ihrem Vorhaben abzustehen. PZ 19

Der Evangelist Sundar Singh ist für tot erklärt worden.

Die Vereinigte Lutherische Kirche in Amerika mit ihren Synoden hat einen Fehlbetrag von 270 000 Dollar; es fehlen die Mittel zur Besoldung von 10 000 Pastoren der Missionsgemeinden, deren Gehalt schon stark gekürzt ist, zur Zahlung der Pensionen und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Anstalten. ACLWZ 15

Die chinesische Regierung hat angeordnet, daß die Religion auch künftig im Pensum der Schulen ihren Platz zu behaupten habe. Journal religieux 11 nach Rf Schw Zt 14

Das Stiftungsvermögen der anglikanischen Kirche in Kanada von 788 641 Dollar ist durch einen ungetreuen Kirchenverwalter vergeudet worden; auf einem Werbefeldzuge wurden in einem halben Jahre 79 561 Dollar zur Verfügung gestellt. NAM 4

In Schanghai ist eine christliche Radiostation mit achtstündigem Programm errichtet, die ganz China versorgen will.

Von Personen. Ernannt: Pfarrer Lic. Dr. Martin Siebold, Bochum, zum Propst im Bistum Münster; a.o. Professor Walter Eichrodt zum o. Professor für AT in Basel. Lehrauftrag für siebenbürgisch-sächsische Sprache, Literatur und Geschichte erhielt an der Universität in Bukarest der Direktor des deutschen Lyzeums daselbst Dr. Capesius. Promoviert zum Lic. th. h. c. der Missionsinspektor Johannes Müller in Berlin von der theologischen Fakultät Berlin, zu DD. von der theologischen Fakultät Sopron anläßlich ihres 10jährigen Bestehens: Professor Antal Baniso, Professor in Debreczen Sándor Csikesz, Bischof István Kip, Professor in Eperjes Endre Mayer, Pfarrer in Preßburg Henrik Pröhle, Professor in Göttingen Karl Stange. Verliehen: der Adlerschild des Deutschen Reiches an Professor Reinhold Seeberg, Berlin, bei seinem 75. Geburtstage. In den Ruhestand traten: Konsistorialpräsident D. Dr. Kramer, Königsberg, Propst an Nikolai in Berlin D. Händler. Gestorben: Professor, Dekan der theologischen Fakultät der Universität und der Freien Kirche in Lausanne D. René Guisan, früherer Professor für AT und orientalische Sprachen in Genf D. Edouard Montet, der weltliche Präses der ungarischen reformierten Gesamtsynode Ernó Dokus, der Seelsorger und Krankenheiler Friedrich Stanger in Möttlingen. ESt

Die „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt"

Am 16. April hat sich die „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" aufgelöst. Kein weltgeschichtliches Ereignis. Nicht einmal ein kirchengeschichtliches. Denn ihre Zeit war erfüllt. Aber in der „Christlichen Welt" darf wohl ein Wort dazu gesagt werden.

Ein kurzes nur. Denn nicht einmal das Interesse ihrer Leser würde dazu reichen, wollte man die ganze Geschichte dieses Vereins hier aufrollen. Sie ist reichhaltig genug. In jedem Jahre passierte etwas. Machte er nicht Geschichte, so fühlte und dachte er doch mit. Und welches nun eigentlich sein Wesen war, ist mit wenigen Worten kaum zu sagen. Wozu auch? Wen interessiert es außer denen, die dabei waren? Die bis zuletzt dabei waren? Und die wissen es ja.

Zur Vorgeschichte. Seit 1887 erschien die „Christliche Welt". Erstes Stadium 1887—1892: das Blatt wird ganz von seinen vier Gründern Bornemann, Drews, Loofs, Rade geführt und beinah von ihnen gefüllt. Zweites Stadium 1892—1903: seit dem Apostolikumstreit hat die „Christliche Welt" ihre Stelle im öffentlichen Leben der Kirche. Ihre Berliner Autoritäten waren damals Harnack, Kaftan (der Kaftan, der nach dem „neuen Dogma" fragte), Hermann Scholz, Hermann von Soden. Es fanden regelmäßig im Herbst Zusammenkünfte statt, meist in Eisenach. Sie dienten rein der gegenseitigen Klärung. Ihr Charisma war die Diskussion, heute würde man sagen: das Gespräch. Nur dazu kam man zusammen; darin lag die Anziehungskraft. Weder das Gesellige noch das Erbauliche wurde dabei gepflegt. Und man hatte sich immer so viel zu sagen, daß die 24 Stunden des Tages nicht ausreichten. Die Türen zu den Versammlungen waren offen, aber berichtet wurde darüber weiter nicht.

1903 setzte sich unversehens das Bedürfnis nach Organisation durch. „Nicht handelt es sich um eine Stützung oder Bindung unsres Blattes", heißt es in der Mitteilung, welche CW 42 vom 15. Oktober ihren Lesern macht. Es muß sogleich ein für allemal hier festgestellt werden, daß die damals gegründete und nunmehr erledigte Vereinigung mit der „Christlichen Welt" unmittelbar nie etwas zu tun gehabt hat. Die Redaktion ist ihr gegenüber immer vollkommen unabhängig geblieben. Deren Auflösung bedeutet also auch heute nichts für die „Christliche Welt".

Was die Vereinigung wirklich wollte, bedurfte keiner Formel. In den Satzungen heißt es einfach: „Zweck des Vereins — ist die gemeinsame Förderung der religiösen und kirchlichen Interessen seiner Mitglieder." Die sich so zusammenschlossen, waren erstens Theologen und zweitens solche Laien, die Freude an der Theologie und an theologischen Auseinandersetzungen hatten, „Dilettanten" also, d. i. Liebhaber der Theologie, darunter Frauen, die zu den treuesten Besuchern unsrer Versammlungen gehörten. Der Wert der Zusammenkünfte beruhte andauernd in zwei Stücken: im Gespräch und in der Gemeinschaft. Im Laufe der Jahre hat das Gespräch an Macht verloren, die Gemeinschaft (für einen Kern natürlich) an Innigkeit gewonnen. 1903 traten der Vereinigung 761 zahlende Mitglieder bei. Ich füge gleich hier an, daß der Höchststand von Mitgliedern 1913 erreicht wurde mit 1581, und daß 1934 die letzte Nummer noch an 746 Personen verschickt wurde. In Anbetracht der ganzen inneren und äußeren Entwicklung ein Beweis von erstaunlicher Zähigkeit und Treue.

Drei Zeiträume sind für den Gesamtverlauf zu unterscheiden. Ich schicke noch voraus, daß der Vorstand wenig gewechselt hat, und nicht eben im Rahmen dieser Zeiträume. Unser Generalsekretär war von 1915 an bis jetzt Kirchenrat D. Stier in Dessau. Vorstand zuerst Rade, Schiele, Weizsäcker (noch heute in Celle lebend, zuletzt dort Oberlandesgerichts-Vizepräsident, ich grüße ihn), dann Rade, Eck, Foerster, Weinel, dann (1917 bis 1933, zuletzt noch erweitert) Rade, Fuchs, Kübel. Es war uns eine Genugtuung, daß wir so unter einem Demokraten, einem Sozialdemokraten und einem Deutschnationalen standen. Denn so sehr wir uns für Politik interessierten (wieviel haben wir über „Kirche und Staat" und auch insonderheit über den Staat verhandelt!), streng hielten wir uns von jeder Parteipolitik fern; die Parteizugehörigkeit der Vorstandsmitglieder war wie die der Mitglieder immer frei und gleichsam zufällig.

Drei Zeiten also. 1903—1914, 1914—1918, 1918—1934. Was haben wir in den ersten Jahren getrieben? Ja, was nicht? Ich darf uns hier nicht damit aufhalten. Reine Wissenschaft. Troeltsch! Fälle. Jatho-Traub! „Mehr praktisches Christentum!" Zum Beispiel entstand damals der Bund Deutscher Jugendvereine (BDJ). Wir waren eben, wenn wir zusammenkamen, ein Glied all der Bestrebungen und Bewegungen von damals. Die letzte Nummer unsres Korrespondenzblattes vor dem Kriege, Nr. 48 vom 15. Juli, enthielt folgenden Artikel: „Ueber Pflege, Sammlung und Betätigung idealistischen Geistes auf deutschen Hochschulen", „Studententag für Gegenwartschristentum", „Die Vereinigung frei-evangelischer Frauen", „Dienstmädchenlektüre" und Ankündigungen von Zusammenkünften in Langenschwalbach, Malente-Gremsmühlen und Goslar. Hier sollte Bornemann über Heidenmission, Eck über Mystik sprechen.

1914—1918. Der Krieg kam. Er griff tief ein in unsre Existenz. Weniger sofern auch wir unsre Mannschaft hinausschickten. Wir waren ja die meisten dafür doch nicht mehr jung genug. Aber die ganze Problematik auch dieses Krieges hat unser Kreis durchlitten und durchkämpft wie wohl wenige sonst. Doch hielten wir Bestand und Betrieb aufrecht. 1915 hatten wir eine Pfingsttagung mit Johannes Müller, Hunzinger, Stapel! 1916 eine Tagung im Juni mit Rohrbach. 1917 keine. 1918 eine Mitgliederversammlung in Leipzig. Und kauften damals ein Haus. Wurden dazu am 7. Dezember 1918 Eingetragener Verein.

1919—1933. Andauernd hatte uns schon seit 1916 das Thema beschäftigt: „Die Kirche nach dem Kriege." Nun sah alles anders aus. Und der Krieg hatte unsern Kreis nicht fester zusammengeschlossen. Es ist ja ein Wunder, wie wir dennoch auch in diesen letzten fünfzehn Jahren zueinander gehalten haben. Aber es war doch mehr die alte Freundschaft, die uns zusammenhielt. Die Akademiker gingen ihre besonderen Wege. Junge Leute kamen nur vereinzelt. Früher waren wir selbst die Jungen gewesen, wir blieben vielleicht auch noch jung; aber während sich vorn die Reihen allmählich lichteten, fehlte der Nachwuchs. Nicht fehlte es an der Zugänglichkeit für die neuen Probleme. Wenn Barth, Gogarten, Bultmann je zweimal, Thurneysen einmal zwischen 1920 und 1929 auf unsern Konventen uns ihre Gedanken vortrugen, so beweist das zur Genüge unsre Empfänglichkeit für neue Lehre. Aber wir waren nicht mehr stark genug, sie zu verarbeiten. Das Ringen um einen neuen Liberalismus war auch nicht leicht; Selbstkritik stärker als das produktive Vermögen.

Wenn wir dennoch zusammenhielten, so ist das einmal das Verdienst der „Christlichen Welt". Sie hatte 1922 den Verlag gewechselt und wechselte 1931 den Redakteur. War die „Christliche Welt" niemals von der Vereinigung abhängig, so lebte doch die Vereinigung immer von der „Christlichen Welt". Doch war eben dies doch auch ein Zeichen der Schwäche unserer Vereinigung, daß sie der „Christlichen Welt" angesichts der ungeheuren Aufgaben, die ihr die jüngste Gegenwart brachte, nicht genug Anregung geben konnte. — Das Andre, was unsre Verbindung aufrechterhielt und stärkte, war das Haus in Friedrichsroda. Es konnten zwar die Gemeinschaft, die dort in eigenwüchsiger, wohltuender Form gepflegt wurde, nur Wenige genießen. Aber die es konnten, wußten um so mehr, was sie daran hatten. Nun, das Haus steht ja noch.

Der Anlaß zum Schluß kam von außen. Er kam vielleicht zur rechten Stunde. Alles hat seine Zeit. R

Verschiedenes

Vom Kampf in der Kirche. Die Verwaltung der deutschen evangelischen Kirche ist abermals neu geregelt worden, sofern als Vertreter des Reichsbischofs jetzt der Rechtswalter und der Vikar be-

stimmt sind. Der Rechtswalter der deutschen evangelischen Kirche (zur Zeit Dr. Jäger) ist als rechtskundiges Mitglied des Geistlichen Ministeriums der Vertreter des Reichsbischofs in kirchenpolitischen Angelegenheiten. Als allgemeinen Gehilfen und Vertreter in theologischen Angelegenheiten beruft der Reichsbischof einen Bischof. Er führt die Amtsbezeichnung Vikar der deutschen evangelischen Kirche (zur Zeit Dr. Oberheid). Die kürzlich eingeführte Bezeichnung „Chef des Stabes" fällt damit wieder weg. Die Verwaltungsstellen der deutschen evangelischen Kirche sind das Sekretariat des Reichsbischofs, das Kirchliche Außenamt und die Deutsche Evangelische Kirchenkanzlei. Der Rechtswalter der deutschen evangelischen Kirche leitet die Deutsche Evangelische Kirchenkanzlei. Der Vikar der deutschen evangelischen Kirche leitet das Sekretariat des Reichsbischofs. Das Kirchliche Außenamt wird im Auftrage des Reichsbischofs von einem Bischof verwaltet (zur Zeit von D. Heckel).

Die Synode der Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen vollzog am 27. April den Übergang an die Reichskirche. Der Sitzung wohnten der Reichsbischof und Dr. Jäger bei. Der bisherige Präsident der Synode D. Berck hat sein Amt als Abgeordneter niedergelegt. Landesbischof Lic. Dr. Dietrich ward einstimmig — 21 von 26 Synodalen waren erschienen — zum Synodalpräsidenten gewählt. In dem beschlossenen Kirchengesetz heißt es: „Die Befugnisse des Landeskirchenrats und der Landessynode der Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen werden der deutschen evangelischen Kirche mit der Ermächtigung übertragen, auch verfassungsändernde Kirchengesetze zu erlassen. Der Landesbischof wird dem Reichsbischof unterstellt. Dieses Kirchengesetz tritt mit sofortiger Wirkung in Kraft." Es wurde ohne Aussprache einstimmig angenommen. Die Sitzung schloß mit Gebet, dreifachem „Sieg Heil" auf Adolf Hitler und dem Horst-Wessel-Lied. Die nassau-hessische Landeskirche hat damit wie die altpreußische keine Selbständigkeit mehr.

Amtsgerichtsrat Dr. Lohmann in Weilburg, langjähriger nationalliberaler Abgeordneter, bis 1918 Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, bis 1933 Mitglied des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes und Präsident der nassauischen Landessynode, ist aus ähnlichen Gründen wie Frhr. von Pechmann (vgl. Sp. 377 ff.) aus der Kirche ausgetreten.

Auf die Friedensbotschaft des Reichsbischofs vom 13. April hat der Bruderrat der Freien Evangelischen Synode in Berlin und Brandenburg mit einer Kundgebung geantwortet; es würden in der Botschaft des Reichsbischofs Bekenntnisstand und äußere Ordnung der Kirche zu sehr getrennt. „Das gegenwärtige Kirchenregiment ist nicht auf dem Grunde der Schrift, sondern auf dem weltlichen Führerprinzip aufgebaut und gipfelt mit seiner bischöflichen Verfassung in der Alleinherrschaft des Reichsbischofs. Eine solche Diktatur, bei der die Gemeinde als eine verstummende Herde entmündigt wird, müssen wir als protestantische Christen verwerfen. Ein Bischof hat nicht über die Kirche zu herrschen, sondern hat zu dienen." Es müsse eine radikale Revision der Kirchenrevolution von 1933 vorgenommen werden; die wahre Einheit der Kirche müsse von innen her erwachsen; alle gewaltsamen Eingriffe (Suspensionen, Versetzungen, Absetzungen, Zwangspensionierungen, Beurlaubungen) seien rückgängig zu machen. „Wir würden unsere Kirche preisgeben und würden auch unserem Volk den schlechtesten und verhängnisvollsten Dienst erweisen, wenn wir in eine falsche und scheinbare Heilung der Kirchenwunde willigten." Unterschrieben ist diese Antwort u. a. von Superintendent Lic. Albertz (Spandau), v. Arnim-Kröchlendorff (dem Führer der lutherischen Gruppe in der altpreußischen Landeskirche), dem Pfarrer Gerhard Jacobi und von Rabenau (Berlin) und Vogel (Dobbrikow).

Der Bruderrat des gesamten Pfarrernotbundes hat gleichfalls die Karfreitagsbotschaft des Reichsbischofs abgelehnt; offenes Ringen um Verständnis der Sachlage sei gerade durch die Gewaltmethoden der Deutschen Christen unmöglich gemacht. Unter anderem wird beklagt, wie sehr die Osterbotschaft des Reichsbischofs die biblischen Festgedanken durch andere ersetze; die Gemeinde Jesu Christi wolle aber „von allem toten Liberalismus endlich befreit" werden.

In Stuttgart haben am 27. April abends 50 Versammlungen der NSDAP stattgefunden, wo unter dem Titel „Gegen die Reaktion in allen Lagern" unter anderem der Kirchenstreit behandelt wurde und der stellvertretende Gauleiter Schmidt eine Erklärung abgab, worin sich die Partei gegen die Meinung wendet, die Freiheit des evangelischen Bekenntnisses sei in Gefahr, und gegen den Oberkirchenrat.

Landesbischof D. Wurm sagt in einem Schreiben an seine Pfarrer unter anderem: „Das Bekenntnis ist überall da verlassen, wo die Wahrheit gebeugt, die Gewissen vergewaltigt und der Christus der Schrift mit seiner Botschaft von Gericht und Gnade nicht mehr der alleinige Mittelpunkt der kirchlichen Verkündigung ist." Wurms Predigten vom 15. April in Stuttgart und vom 22. April in Ulm sind im Quell-Verlag, Stuttgart, erschienen.

Gegen den zu den Deutschen Christen gehörenden Vorsitzenden des württembergischen Landeskirchentags, Stadtpfarrer Dr. Steger, erlassen die anderen Gruppen des Landeskirchentags scharfe Erklärungen.

Landesbischof D. Meiser hat am 28. März ein Schreiben an die bayerischen Pfarrer gerichtet, das den gegenwärtigen Kurs der Reichskirchenleitung ernst ablehnt (vollständig abgedruckt JK 339).

In Frankfurt a. M. wandten sich Laien und Pfarrer an Landesbischof Dietrich, er möge im Sinne der Ulmer Kundgebung oder des holsteinischen Abkommens versuchen, wirklichen kirchlichen Frieden zu schaffen.

Gegen Pfarrer Friedrich Graeber in Essen, der im Februar zu Amtsenthebung verurteilt worden war, aber seitdem einem großen Teil seiner bisherigen Gemeinde und anderen Evangelischen auf Verlangen weiter durch Predigten und Abendmahlsfeiern gedient hat, ist vom Konsistorium der Rheinprovinz ein Verfahren auf Entziehung der Rechte des geistlichen Standes eingeleitet worden.

Der Oberpräsident von Westfalen hat im Benehmen mit den Gauleitern von Westfalen-Süd und -Nord die Presse der Provinz, insbesondere die kirchlichen Sonntagsblätter, aufgefordert, sich zur Befriedung der Verhältnisse in der evangelischen Kirche vorläufig auf die Dauer von vier Wochen der Erörterung kirchenpolitischer Dinge zu enthalten, da weitere öffentliche Auseinandersetzungen in der bisherigen Form üble Auswirkungen nach sich zu ziehen geeignet seien. FZ 26. 4.

30. 4. M

Anna Schieber, die nach verbreiteten Nachrichten in den religiösen Kämpfen unserer Tage aktiv Stellung genommen hätte, schreibt in einem Briefe vielmehr, „daß ich es für einen kaum wieder gutzumachenden Fehler hielte, wenn ich mich vorkämpferisch oder auch nur ‚eingeschrieben' an der religiösen Frontenbildung dieser gärenden Zeit beteiligte. Ich sehe deutlicher als je, wie sich die Dinge überschneiden, und wie sich Klarheit mit Unklarheit, Richtigkeit mit Unrichtigkeit mischt. Auf allen Seiten. Und mich führt unübersehbar der deutende Finger des Gottes in die Stille des Werks, oder, falls auch das nicht mehr möglich sein sollte, in die Stille des Schweigens überhaupt. Ich möchte gerne einmal ganz von mir aus eine Form finden, in der ich das, was mich zutiefst bewegt an religiösen Wünschen, für das deutsche Volk eigenwüchsig ausspräche; es ist nur noch nicht ganz reif. Im übrigen muß ich mich darauf beschränken, daß die Hörenden in meiner Lesergemeinde aus dem Werk selber herausfinden, aus welchen Gründen ich fische, wenn nicht diese Gemeinde mir überhaupt verloren geht."

Daß letzteres nicht geschieht, dafür wird gesorgt sein. Die Gemeinde gerade dieser Dichterin wird, durch Gesinnung verbunden, über alle Tageskämpfe hinweg zu ihr stehen. M

Zum Bibeljubiläum. 1534 ward mit dem Abschluß von Luthers Uebersetzung des Alten Testaments seine deutsche Bibel fertig. Gerade im Kirchenstreit unserer Tage geht es zum guten Teil wieder darum, was uns die Bibel ist und was sie uns etwa nicht mehr sein kann. Immer wieder aber erfährt man, wie hoch Luthers Bibelübersetzung schon um ihrer kulturgeschichtlichen und nationalen Bedeutung willen geschätzt wird. Einen Aufsatz aus dem Hamburger Deutschen Bibelarchiv, dessen Arbeit uns ermöglicht, die Stellung des von Luther Geleisteten in der Geschichte deutscher Bibelübersetzungen recht zu würdigen, bringen wir demnächst; voraus gehen mag Schusters Erörterung der grundsätzlichen Bedeutung der Bibel für Luther und für uns (Sp. 386 ff.).

Pfingsten an der Ostsee. Vom 18. bis 25. Mai findet in dem Freizeitheim Prerow-Darß (Pommern) eine Freizeit statt, die sich mit Zeugnissen deutschen Glaubens beschäftigt. Der Kurs wird bei gutem Wetter draußen in den Dünen gehalten. Die Teilnehmer treiben auch Sport, Musik und Tanz. Solche Freizeiten kräftigen zu neuer Arbeit. Auskunft erteilt Dr. Fritz Klatt, Prerow-Darß, Pommern.

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 I. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 19. Mai

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Leopold Klotz Verlag, Gotha, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten!